

Ausgabe 1-2 | 2019

## Migel-Kosten

Die Politik betreibt eine  
Verzögerungstaktik – S. 34

# CURAVIVA

Fachzeitschrift Curaviva

Verband Heime & Institutionen Schweiz



## Sozialraum

Eine Idee und ihre Umsetzung

Der SATTELBOGEN in 9220 Bischofszell bietet 92 Pflegebedürftigen und an Demenz erkrankten Menschen ein behagliches und von Qualität geprägtes Zuhause und beschäftigt über 130 Mitarbeitende.

Der Vorsitzender der Geschäftsleitung darf per Ende 2019 in den wohlverdienten Ruhestand.  
Deshalb suchen wir für diese anspruchsvolle und selbständige Aufgabe per 1. Oktober 2019 oder nach Vereinbarung eine/-n neue/-n

## Vorsitzende/-n der Geschäftsleitung

### Folgende Aufgaben warten auf Sie:

- Verantwortung für die Institution und deren Repräsentation
- Gesamtleitung des SATTELBOGEN (Pflege und Betreuung, Hotellerie, Verpflegung, Infrastruktur, Administration)
- Betriebswirtschaftliche und finanzielle Verantwortung
- Kooperative, zielgerichtete Führung der Mitarbeitenden
- Mitgestaltung und Umsetzung einer zukunftsorientierten Heimstrategie
- Rapport Abgabe der Betriebskommission / Vorstand SATTELBOGEN Verein

### Sie bringen mit:

- Ausbildung als Betriebswirtschafter/in (Uni), Betriebsökonom/in (HF), oder Dipl. Institutionsleiter/in mit vertieften betriebswirtschaftlichen Kenntnissen oder gleichwertiger Ausbildung. Ein gleichwertiges Niveau, welches durch Weiterbildungen erreicht wurde, ist ebenfalls möglich
- Integre, loyale und offene Persönlichkeit mit mehrjähriger Berufs- und Führungserfahrung in einem Unternehmen des Gesundheitswesens
- Soziale Kompetenz bei der Betreuung der Bewohnenden und im Umgang mit den Mitarbeitenden
- Sinn und Verständnis für politische und wirtschaftliche Zusammenhänge



- Kommunikationsstärke im Umgang mit Mitarbeitenden, Bewohnenden und der Öffentlichkeit
- Verhandlungsgeschick und Durchsetzungsvermögen

### Wir bieten Ihnen:

- Eine verantwortungsvolle und spannende Tätigkeit mit entsprechenden Kompetenzen
- Einen interessanten und vielseitigen Betrieb
- Ein gut eingespieltes Team mit hoch motivierten Bereichsleitungen und Mitarbeitenden
- Attraktive und zeitgemässe Anstellungs- und Arbeitsbedingungen mit moderner Infrastruktur

Für nähere Auskünfte stehen Ihnen Walter Bollier, Präsident SATTELBOGEN Verein, Tel.: 078 601 47 11, E-Mail: walter.bollier@bluewin.ch, oder Carlo S. Hirschohorn, Vorsitzender der Geschäftsleitung, Tel.: 079 872 33 55, E-Mail: carlo.hirschohorn@sattelbogen.ch, gerne zur Verfügung.

Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen mit Foto, Lebenslauf, Zeugniskopien etc. senden Sie bitte ausschliesslich auf dem Postweg an:

Walter Bollier, Präsident SATTELBOGEN Verein, Fliederstrasse 15, 9220 Bischofszell.

Ihre Unterlagen werden vertraulich behandelt.

# Einfach gut positioniert.

Präsentieren Sie Ihre Institution auf heiminfo.ch, dem grössten Heimverzeichnis der Schweiz.



Ihre Vorteile



### Profilbilder und Bildergalerien

Der erste Eindruck zählt: Zeigen Sie Ihre Institution mit drei aussagekräftigen Bildern und in attraktiven Bildergalerien.



### Tarife

Transparenz schafft Sympathie: Legen Sie Ihre Tarife und Leistungen offen.



### Freie Zimmer

Lange Wartelisten oder bezugsbereite Zimmer? Wer eine Institution sucht, ist Ihnen für diese Angaben dankbar.

heiminfo.ch

powered by  
CURAVIVA.CH

«Die Sozialraumidee setzt beim Bedürfnis jedes Menschen an, sich seine individuelle Welt zu schaffen.»



Elisabeth Seifert

Chefredaktorin

## Liebe Leserin, lieber Leser

Verbinden Sie eine bestimmte Vorstellung mit dem Begriff «Sozialraum»? Die Wahrscheinlichkeit ist gross, auch wenn das Wort in der Alltagssprache vieler Zeitgenossen kaum eine Rolle spielt. In Fachkreisen indes hat sich die Idee des Sozialraums in den letzten Jahren einen festen Platz erobert – und gewinnt derzeit in der Schweiz zunehmend an Bedeutung. Gerade bei Fachpersonen, Organisationen und Einrichtungen, die sich um das Wohl von Menschen mit Unterstützungsbedarf kümmern, um Kinder und Jugendliche, um Männer und Frauen mit einer Behinderung sowie um betagte Personen. Dieses wachsende Interesse zeigt sich an den aktuellen Sozialraum-Aktivitäten von Curaviva Schweiz (Seite 10).

Über den Fachbereich der Sozialen Arbeit hinaus hat die Sozialraumidee in den Bereichen Bildung, Gesundheitsförderung, Architektur oder in der kommunalen Sozialplanung Konjunktur. Je nachdem, in welchem Bereich eine Profession tätig ist, verbinden sich mit der Idee unterschiedliche Ansichten. Im Grund hängen diese Vorstellungen mit unserem Selbstverständnis als soziale Wesen zusammen. Wir verankern uns in einem bestimmten Raum, einem örtlichen und sozialen Umfeld. Wir prägen und gestalten dieses Umfeld so, dass es unseren Bedürfnissen entspricht. Wir ziehen in ein Quartier, eine Stadt oder ein Dorf, wo wir uns wohlfühlen, und wir verbinden uns mit Menschen, von denen wir Anregung und Unterstützung erhoffen.

Im sozialwissenschaftlich geprägten Fachkonzept Sozialraum geht es im Kern darum, Menschen, die auf die Hilfe anderer angewiesen sind, in ihren eigenen Bemühungen um ein stützendes und anregendes Umfeld zur Seite zu stehen. Sozialraumorientierung setzt beim Bedürfnis jedes Menschen an, sich seine individuelle Welt zu schaffen. Die helfenden Profis haben die Aufgabe, sich an der Lebenswelt der Menschen zu orientieren, die sie begleiten, und mit ihnen zusammen eine für sie gute Wohn- und Lebenssituation zu gestalten.

In diesem Heft skizzieren wir Chancen und Möglichkeiten sowie die Herausforderungen, die sich bei der Umsetzung der Sozialraumidee für Fachleute und Institutionen ergeben. Im östlichen Teil der Stadt Bern etwa führt das flexible Familienbegleitungsmodell «Sora» eindrücklich vor Augen, welche positiven Auswirkungen es hat, wenn ein Sozialraum-Team die Bedürfnisse und Wünsche der Klientel ernst nimmt (Seite 18). Der in der Ostschweiz domizilierte Verein Chupferhammer macht deutlich, wie selbst Menschen mit schweren Beeinträchtigungen die Partizipation am Alltag der Gemeinde möglich werden kann (Seite 22). Die Herausforderung für die Professionellen liegt neben der Zusammenarbeit über die Grenzen der eigenen Institution hinweg darin, dass befriedigende und unterstützende soziale Beziehungen nicht einfach hergestellt werden können, sie müssen sich entwickeln. Die Bemühungen des Fachpersonals scheitern auch oft an gesellschaftlichen oder finanziellen Rahmenbedingungen. Sozialwissenschaftler Christian Reutlinger warnt im Interview denn auch vor allzu optimistischen Erwartungen (Seite 6).

Im Kleinen aber lässt sich oft bereits einiges erreichen. In diesen Tagen wird in Basel das Pilotprojekt «Kultur-Apéro» der Öffentlichkeit vorgestellt. Die Bürgergemeinde der Stadt Basel ermöglicht in Zusammenarbeit mit der Kulturgeragogin Evelyn Duerschlag Heimbewohnerinnen und Heimbewohnern die Partizipation am kulturellen Leben der Stadt. So manche betagte Person macht dabei bereichernde Erfahrungen mit der Kunst, wie unser Titelbild zeigt, einige zum ersten Mal in ihrem Leben. Das Kunstmuseum als Sozialraum. ●

Titelbild: Heimbewohner besuchen im Rahmen des Basler Pilotprojekts «Kultur-Apéro» die Fondation Beyeler. Foto: Tena Kelemen

Bei uns finden  
Sie das passende  
Personal!

sozjobs.ch

Der Stellenmarkt für Sozial- und Gesundheitsberufe

eine Idee  
besser

#### Haushaltleiterin, eidg. Fachausweis

Start: 22. Februar 2019 (3 Semester) \*

Start: 21. Februar 2020 (3 Semester)

\* kurzfristige Anmeldung noch möglich

#### Grundlagenkurs Haushaltleiterin

Start: 6. September 2019 (1 Semester)

Infoabend: 7. März 2019, 18.00 Uhr \*

2. Mai 2019, 18.00 Uhr \*

#### Instandhaltungsfachmann,

eidg. Fachausweis

Start: 13. August 2019 (2½ Semester)

Infoabend: 8. Mai 2019, 18.00 Uhr \*

#### Leiter Facility Management,

eidg. Diplom

Start: 22. Oktober 2019 (2½ Semester)

Infoabend: 9. April 2019, 18.00 Uhr \*

#### Hauswart, eidg. Fachausweis

Start: 15. August 2019 (4½ Semester)

Infoabend: 8. Mai 2019, 18.00 Uhr \*

\* kostenlos und unverbindlich, Anmeldung erwünscht

Weitere Informationen:  
Telefon 062 885 39 02  
[www.wbzlenzburg.ch](http://www.wbzlenzburg.ch)

**w b z**  
Weiterbildungszentrum Lenzburg

## Berufsbegleitende Weiterqualifikation

Zeit- und ortsunabhängig studieren an der  
Fernfachhochschule Schweiz

flexibel.  
berufsbegleitend.  
digital.  
[ffhs.ch](http://ffhs.ch)

Bachelor Ernährung & Diätetik

Master of Advanced Studies  
Gesundheitsförderung

Start Herbst 2019

**FFHS**  
Fernfachhochschule Schweiz  
Mitglied der SUPSI

Zürich | Basel | Bern | Brig



Christian Reutlinger



6

Chupferhammer Steinbach



22

Hans Asperger



30

Inhaltsverzeichnis

Sozialraum

«Einfache Rezepte gibt es nicht» 6
Wie lässt sich sozialraumorientierte Sozialarbeit konkret umsetzen? Der Sozialwissenschaftler Christian Reutlinger erläutert die Chancen, benennt aber auch Herausforderungen.

Sozialraumorientierte Altersarbeit 11
Die Stadt Schaffhausen verfolgt seit Jahren eine Alterspolitik der Partizipation und Beteiligung. Ein Instrument des Sozialvorstehers der Stadt, Simon Stocker: Quartierbegehungen.

Kommunale Alterspolitik 12
Ein neues Buch beschreibt die Alterspolitik in den Städten und Gemeinden der Schweiz - und zeigt auf, wie Partizipation und Mitbestimmung Sozialräume ermöglichen.

Architekten und Planer 15
Menschen beleben und bestimmen einen Sozialraum. Doch Architekten und Städteplaner können Bedingungen schaffen, dass die Belebung gelingt - sagt der Planer Beat Suter.

Ressourcen von Familien stärken 18
Das Berner Sozialraumprojekt Sora hilft Familien, ihre sozialen Strukturen so zu festigen, dass stabile Verhältnisse entstehen.

Sozialräume für Menschen mit Behinderung 22
Der Verein Chupferhammer hilft Menschen mit kognitiven Einschränkungen, ihre eigenen Sozialräume zu schaffen - in Wohngemeinschaften, Arbeitstätten und Freizeiträumen.

Kinder & Jugendliche

Kann Frühinterventionsprojekt weitergeführt werden? 28
Ein bislang sehr erfolgreich verlaufendes Pilotprojekt, das bei Kindern mit autistischen Störungen schon im frühestem Kindesalter interveniert, ist gefährdet: Die Kantone wollen nicht bezahlen.

Hans Aspergers dunkle Vergangenheit 30
Er gab einer autistischen Störung den Namen. Doch der Kinderarzt Hans Asperger machte mit bei der Rassenpolitik der Nazis.

Behinderung

Weiterbildung für Betreuende 31
Die Arbeit mit Menschen mit kognitiven Einschränkungen kann anstrengend und herausfordernd sein. Ein neues Weiterbildungsangebot hilft, damit zurechtzukommen.

Alter

Weiter keine Lösung in Sicht 34
Die dringend nötige Behandlung der Frage, wer künftig Mittel und Gegenstände (Migel) in der Pflege bezahlt, ist in den eidgenössischen Räten erneut auf die lange Bank geschoben worden.

Altersstrategie der Stadt Zürich 38
«Wir dürfen das Alter nicht nur als problembelastet sehen. Das Alter soll ein Lebensabschnitt sein, der auch Freude macht» - sagt der Stadtzürcher Gesundheitsvorsteher Andreas Hauri.

Ganzheitliche Pflegeausbildung 42
Neue Bildungsgänge am Bildungszentrum Gesundheit Zentralschweiz wappnen für die integrierte Versorgung.

Journal

Lohrs Legislatur 45

DVD-Tipp 46

Kolumne 48

Kurznachrichten 48

Stelleninserate 2, 4, 25, 32

Impressum: Redaktion: Elisabeth Seifert (esf), Chefredaktorin; Urs Tremp (ut); Claudia Weiss (cw); Anne-Marie Nicole (amn) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: CURAVIVA - Verband Heime und Institutionen Schweiz, 2017, 89. Jahrgang • Adresse: Hauptsitz CURAVIVA Schweiz, Zieglerstrasse 53, 3000 Bern 14 • Briefadresse: Postfach, 3000 Bern 14 • Telefon Hauptnummer: 031 385 33 33, Telefax: 031 385 33 34, E-Mail: info@curaviva.ch, Internet: www.fachzeitschrift.curaviva.ch • Geschäfts-/ Stelleninserate: Zürichsee Werbe AG, Fachmedien, Laubisrütistrasse 44, 8712 Stäfa, Telefon: 044 928 56 53, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Stellenvermittlung: Telefon 031 385 33 63, E-Mail: stellen@curaviva.ch, www.sozjobs.ch • Satz und Druck: AST & FISCHER AG, Digital Media and Print, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 11 11, Telefax: 031 963 11 10, Layout: Lisa Oppliger • Abonnemente: Natascha Schoch, Telefon: 041 419 01 60, Telefax: 041 419 01 62, E-Mail: n.schoch@curaviva.ch • Bestellung von Einzelnummern: Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@curaviva.ch • Bezugspreise 2014: Jahresabonnement Fr. 125.-, Einzelnummer Fr. 15.-, inkl. Porto und MwSt.; Ausland, inkl. Porto: Jahresabonnement Fr. 150.-, Einzelnummer keine Lieferung • Erscheinungsweise: 11x, monatlich, Juli/August Sommerausgabe • Auflage (deutsch): Druckauflage 4000 Ex., WEMF/SW-Beglaubigung 2017: 2848 Ex. (Total verkaufte Auflage 2777 Ex., Total Gratisauflage 71 Ex.), Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe. ISSN 1663-6058



Annäherung an einen Begriff, dem viele Gestaltungsmöglichkeiten innewohnen

## «Für die Umsetzung der Sozialraumidee gibt es kein einfaches Rezept»

Beim Fachkonzept Sozialraum stehen der Wille und die Ressourcen von Menschen, die Unterstützung brauchen, im Zentrum. Das helfende Angebot wird rundherum organisiert. Sozialwissenschaftler Christian Reutlinger\* erläutert die Chancen des Konzepts und benennt die Herausforderungen.

Interview: Elisabeth Seifert

**Der «Sozialraum» – was ist das eigentlich? In der Alltagssprache jedenfalls handelt es sich um einen eher weniger gebräuchlichen Begriff ...**

**Christian Reutlinger:** Im Alltag taucht der Begriff in der Arbeitswelt, beispielsweise in Fabriken oder Betrieben, auf. Der Sozialraum ist der Ort, wo sich die Mitarbeitenden umziehen, wo sie sich aber auch zum Kaffeetrinken oder zum Mittagessen treffen, der Treffpunkt der Belegschaft. Darüber hinaus benutzt man den Begriff kaum. Der Begriff «Raum» hingegen wird im Alltag oft und auf ganz unterschiedliche Weise verwendet. Neben einer bestimmten Örtlichkeit, einem Zimmer, lässt sich Raum auch symbolisch, beispielsweise im Sinne von Möglichkeiten verstehen: Ich gebe

**«Die Klienten werden stärker in die Ausgestaltung der Hilfeprozesse mit einbezogen.»**

mir selber «Raum», zum Beispiel für meine persönliche Entwicklung. Oder: Wir haben «Raum», um etwas zu diskutieren.

**Wo sehen Sie den Zusammenhang zum sozialwissenschaftlichen Konzept des Sozialraums?**

Gerade weil der Begriff im Alltag nicht so gebräuchlich ist, lässt er für die wissenschaftliche Verwendung sehr viele Interpretationen zu. Entsprechend vielfältig sind seine Bedeutungen. Wir müssen deshalb immer erklären, was wir genau unter Sozialraum verstehen. In der Sozialen Arbeit ist der Begriff aber stark geprägt durch fachliche Entwicklungen in Deutschland in den 90er-Jahren. Im Zentrum stand eine scharfe Kritik an den bestehenden institutionellen Strukturen der Kinder- und Jugendhilfe. Damit lässt sich eine Traditionslinie zum Konzept der Lebensweltorientierung ziehen. Das heisst: Ausgangspunkt jeglicher Hilfe und professioneller Unterstützung sind die betroffenen Kinder und Jugendlichen, die Art und Weise, wie sie ihre (Um-)Welt deuten und interpretieren.

**Das Konzept entwickelte sich an der Kritik der Institutionen im Kinder- und Jugendbereich. Können Sie das näher erläutern?**

Die deutsche Kinder- und Jugendhilfestruktur war Gegenbild zur Idee des Sozialraums als offenes, niedrighwelliges und hoch flexibles Gebilde. Sie war starr, unbeweglich und agierte in den engen Grenzen der vielen Gesetze und strukturellen Vorgaben. Die für Kinder und Jugendliche und ihre Familien zuständigen Abteilungen und Einrichtungen würden deshalb oft nebeneinander handeln, ihre Aktivitäten nicht genügend aufeinander abstimmen. Bildlich wurde dieser Zustand mit dem Begriff der «Versäulung» beschrieben, also dem blinden Nebeneinander von Verwaltungseinheiten. Mit der Idee des

\* **Christian Reutlinger**, Prof. Dr. habil., 47, ist Sozialgeograf und Erziehungswissenschaftler. Er leitet das Institut für Soziale Arbeit und Räume der Fachhochschule St. Gallen und ist verantwortlich für den interdisziplinären Forschungsschwerpunkt «Soziale Räume».



Christian Reutlinger in seinem Büro an der FHS St. Gallen: «Mit dem St. Galler Modell, das wir vor knapp zehn Jahren entwickelt haben, legen wir die drei grundlegenden sozialräumlichen Gestaltungsziele offen.»

Foto: esf

Sozialraums schien eine Reform dieser Struktur und eine Veränderung der Situation gleich auf mehreren Ebenen möglich. Zum einen konnten, wie ich bereits erwähnt habe, die Klientinnen und Klienten im Sinne der Lebensweltorientierung stärker in die Ausgestaltung der Hilfeprozesse mit einbezogen werden. Die Verwirklichung partizipativer Prozesse, als lange gefordertes Kernprinzip, schien endlich möglich. Und zum anderen hatte der Öffnungsgedanke zur Folge, dass Einrichtungen, Heime nicht länger für sich im luftleeren Raum agieren, sondern sich in einem bestimmten Kontext bewegen. Man ist immer in einem Dorf oder einer Stadt verortet, wo es andere Akteure gibt. Mit diesen Einrichtungen, aber auch mit zivilgesellschaftlichen Akteuren, muss man zusammenarbeiten, sich vernetzen. Das Versprechen lautet: Wenn wir das Kind oder den Jugendlichen ins Zentrum stellen und dann die Hilfe rundherum organisieren und zusammenarbeiten, dann sind wir fachlich besser und effizienter.

#### **Die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Akteuren ist sicher alles andere als einfach?**

Mit unterschiedlichen, auch fachfremden Akteuren zusammenzuarbeiten, ist mitunter herausfordernd. Wie der Sozialraum-

Orientierungsaspekt der Vernetzung umgesetzt werden kann, ist unter anderem stark davon abhängig, wer die Idee aufgreift und initiiert. Manchmal können das Auftraggeber sein, also Behörden oder die Politik, die mehr Kooperation fordern. Die dahinterstehenden Absichten können sowohl fachlicher, aber vielfach auch finanzoptimistischer Art sein, indem es lediglich um Sparen geht. Vielfach ergreifen Heime oder andere Praxisorganisationen die Initiative zur Vernetzung, da sie sich eine qualitative Veränderung erhoffen. Zudem ist das Feld für sozialräumliche Organisationsstrukturen heute sehr breit, neben dem Bereich der Kinder und Jugendlichen etwa auch bei der Betreuung von Menschen mit Behinderung oder in der Arbeit mit älteren Menschen. Zentral ist deshalb, diese Ausgangslage zu analysieren und klar zu benennen, welche Ziele man mit dem Reformprozess verfolgt. Wie schon gesagt, liegen im Sozialraumbegriff sehr viele Gestaltungsmöglichkeiten, einfache Rezepte zur Umsetzung gibt es deshalb meiner Meinung nach nicht.

#### **Mit Ihrem «St. Galler Modell zur Gestaltung des Sozialraums» wollen Sie in diesem Prozess Unterstützung bieten?**

Mit dem St. Galler Modell, das wir vor knapp zehn Jahren ent-

>>

---

**«Man muss die Ausgangslage analysieren und klar benennen, welche Ziele man verfolgt.»**

---



wickelt haben, legen wir die drei grundlegenden sozialräumlichen Gestaltungsziele offen und ermöglichen so eine differenzierte Diskussion über Ausgangslage und Ziele. Wie schon erwähnt, kann ein Gestaltungsziel darin liegen, die strukturellen, organisatorischen oder finanziellen Rahmenbedingungen zu verändern. Erreicht werden soll dies durch den internen Umbau der Einrichtung, der Reorganisation von Verwaltungsabläufen und durch neue Formen der Kooperation mit anderen Organisationen. Dies läuft oftmals über die Begriffe von «Dezentralisierung» und «Regionalisierung». Auf einer ganz anderen Ebene ist das zweite Ziel angesiedelt, indem über eine bestimmte Gestaltung des Sozialen, durch die Arbeit mit Menschen zum Beispiel, solidarische und nachbarschaftliche Unterstützungssysteme geschaffen werden sollen. Hierzu müssen die unterschiedlichen Akteure beteiligt und ihre Ressourcen aktiviert werden. Das dritte Ziel strebt schliesslich die Veränderungen in der physisch-materiellen Umwelt an, etwa indem Barrieren und Hindernisse im Wohnumfeld eliminiert oder Treffpunkte geschaffen werden. Hinter jeder Zielperspektive stehen unterschiedliche Akteure, und entsprechend fusst das Modell auf einer bestimmten Vorstellung von Raum.

**Unter «Sozialraum» wird heute oft eine bestimmte geografische Einheit verstanden, zum Beispiel ein Quartier. Sehen Sie das anders?**

Mit dieser Raumvorstellung macht man es sich relativ einfach. Bei der Suche nach einem «Sozialraum» als sinnvolle Handlungseinheit einigt man sich auf ein bestimmtes Gebiet. Was jedoch aus einer verwaltungslogischen Perspektive Sinn macht, kann für professionelle Akteure problematisch und für die in einem Gebiet wohnenden Menschen fatal sein. Was, wenn für Letztere das Wohngebiet gar nicht bedeutsam ist für den Alltag? Da die unterschiedlichen Perspektiven gar nicht mehr verhandelbar sind, sondern das Bild des «Quartiermenschen» alles determiniert, kritisiere ich das Raumverständnis bei solchen Vorgehensweisen.

**Die Quartiere sind aber wichtig ...**

Ja, gewiss, aber mit Einschränkungen. Man muss sich fragen, welche Veränderungen innerhalb eines Quartiers möglich sind. Zwar lässt sich in einem Quartier zweifellos einiges bewirken, indem man soziale und räumliche Bedingungen schafft, die nahe an Menschen mit besonderen Bedürfnissen sind, beispielsweise der Abbau von Schwellen. Doch hinterlegen viele auf das Quartier bezogene Reformideen in sozialer Hinsicht eine zu optimistische Gestaltungsperspektive, als ob die Nachbarschaft alle Probleme dieser Welt lösen könnte. Um solidarische und soziale Alternativen zu schaffen, muss man vielmehr an gesellschaftlichen Normen ansetzen, am Verteilssystem und an politischen Fragestellungen. Wenn wir über Sozialraum reden, spielen diese übergeordneten, gesellschaftlichen Dimensionen immer auch eine Rolle.

**Was heisst das jetzt für Ihre Vorstellungen von Raum respektive Sozialraum?**

Raum ist keine fixe Grösse, reduziert auf die Welt der Dinge, sondern vielmehr etwas, das wir täglich herstellen. In der alltäglichen, raumgestaltenden Praxis werden gesellschaftliche Normen verhandelt, Normalitätsvorstellungen werden reproduziert. Wie steht es zum Beispiel mit den Handlungsmöglichkeiten von Menschen mit Behinderung? Können diese in selbst definierten Räumen leben? Oder: Dürfen Kinder und Jugendliche, die in einer Einrichtung leben, ins Dorf gehen? Gesellschaftliche wie professionelle Akteurinnen und Akteure müssen sich immer wieder bewusstmachen, wo sie Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten produzieren oder reproduzieren. Unser Tun ist eingebettet in bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse. In einer umfassenden Sozialraumperspektive müssen solche Fragen mitberücksichtigt werden. Man muss solche Fragen

mit den Betroffenen und auch im Kreis der Fachpersonen diskutieren. Damit verbunden ist auch die Frage der Verortung der Sozialen Arbeit innerhalb der Gesellschaft.

**Warum wurde die Debatte zum Sozialraum gerade in den 90er-Jahren erstmals lanciert?**

Neben der Kritik an der bestehenden Kinder- und Jugendhilfestruktur in Deutschland entsprach die Idee auch dem Zeitgeist. Die Europabegeisterung und die Globalisierung relativierten die Bedeutung der Nationalstaaten. Man suchte deshalb nach kleineren Einheiten, in denen Individuen und eine Gemeinschaft auch in einer globalisierten Welt handlungsfähig sein konnten. Die soziale Stadtentwicklung wurde ein grosses Thema. Man hat damit angefangen, Stadtteile in den Blick zu nehmen, Quartiere, Nachbarschaften, die Heimat und Identität stiften. Ganz allgemein gewannen Raumfragen an Bedeutung.

**Und zwar gerade auch auf dem Gebiet der Sozialen Arbeit ...**

In der Geschichte der Sozialen Arbeit gibt es sowohl Phasen, in denen eher eine Gemeinschaftsperspektive in Zentrum steht, als auch Phasen, die vor allem das einzelne Individuum in den Blick nehmen. Über die Zeit ist eine Pendelbewegung zu beobachten. Vom Wunsch, das Individuum innerhalb seines Umfelds zu unterstützen, hin zu einer auf das Individuum konzentrierte Perspektive. Man hat in vielen westlichen Ländern, wie in Deutschland, in der Schweiz oder in England, bereits in den 70er-Jahren die Gemeinwesenarbeit vorangetrieben. Auch hier versuchte man nicht den Einzelnen im Blick zu haben, sondern eben das Gemeinwesen als Ganzes.

**Im Verlauf der letzten rund 20 Jahre hat die Sozialraumidee in vielen gesellschaftlichen Bereichen Fuss gefasst – weit über die Kinder- und Jugendhilfe hinaus. Wie kam das?**

Es ist tatsächlich spannend, wie die Prinzipien des Sozialraums als Lösung für ganz unterschiedliche Bedürfnisse und Problemlagen betrachtet werden. In der Betreuung und Pflege im Alter zum Beispiel soll die Sozialraumorientierung ein möglichst langes selbstbestimmtes Leben in den eigenen vier Wänden ermöglichen. Im Bereich von Menschen mit Behinderung entsprechen die Prinzipien des Sozialraums der Forderung nach einer personenzentrierten Zukunftsplanung und der Inklusion. Auch die Gesundheitsförderung entdeckt den Sozial-

**«In der alltäglichen, raumgestaltenden Praxis werden gesellschaftliche Normen verhandelt.»**



raum: Gesundheit bedeutet einen anderen Umgang mit dem Sozialen. Es geht darum, lebenswerte Quartiere zu schaffen, Begegnungszonen und Bewegungsräume. Im Bildungsbereich spricht man von Bildungslandschaften: Die Schulen öffnen sich und kooperieren mit der Jugendarbeit, den Sportvereinen und der Bibliothek.

### **In der Schweiz war der Sozialraum lange kein Thema – oder täuscht der Eindruck?**

Während in Deutschland oder etwa auch in Frankreich oder Spanien die Sozialraumidee schon länger breit verankert ist, war sie in der Schweiz während vieler Jahre kaum präsent. Eines der frühesten Beispiele haben wir in der Stadt Zürich, wo vor knapp 20 Jahren in Anlehnung an deutsche Städte der Sozialbereich umgebaut wurde. Die Stadt wurde in fünf Sozialregionen aufgeteilt, und innerhalb dieser Sozialregionen wurden Sozialräume bestimmt. Damit einher ging eine Dezentralisierung der Verwaltung hinaus in die Quartiere. Für einen grossen Teil der sozialen Dienstleistungen sind Sozialraum-Teams in den Quartieren zuständig. In der Zwischenzeit gibt es auch in anderen Städten und Regionen Erfahrungen mit Sozialraumprojekten in unterschiedlichen Bereichen. Die Stadt Bern ist zum Beispiel in der sozialräumlich organisierten Kinder- und Jugendhilfe sehr aktiv.

### **Ist der Sozialraum-Gedanke mit der oft kleinräumigen Struktur in der Schweiz nicht oft bereits umgesetzt?**

In deutschen Städten bedeutet Sozialraumorientierung eine Dezentralisierung der Verwaltung, indem die Angebote näher zu den Adressatinnen und Adressaten rücken. In der Schweiz haben wir hingegen vor allem auf der Ebene der Gemeinden die Tradition einer nahräumlichen Orientierung des Angebots. Deshalb besteht in vielen ländlichen und kleinräumigen Strukturen in der Schweiz im Sozialbereich häufig das gegenteilige Problem. Das zeigt sich etwa im Ersatz der kommunalen Vormundschaftsbehörden durch die regionalen Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden, die auch viel professioneller funkti-

onieren. Man wählt also die gegenteilige Richtung hin zur Zentralisierung und Regionalisierung, indem man gerade auf der Verwaltungs- und Dienstleistungsebene grössere Zusammenhänge sucht. Die aktuell aufflammende Diskussion um Sozialraumorientierung kann hierzulande aktiv genutzt werden, um Fragen der Zuständigkeiten zu klären. Entscheidend ist aus meiner Sicht: Man kann nicht einfach ein System, das in Deutschland funktioniert, auf die Verhältnisse in der Schweiz überstülpen.

### **In welchen Bereichen sehen Sie in der Schweiz eine besonders hohe sozialräumliche Sensibilität?**

Im Bereich der offenen Jugendarbeit sehe ich grosse Bemühungen. Die Jugendhäuser haben an Attraktivität verloren. Die Jugendlichen treffen sich vielmehr irgendwo im öffentlichen Raum und werden mit ihren Anliegen sichtbar, etwa durch das Phänomen der Botellones. Sozialräumliche Fragestellungen helfen, diese jungen Leute anzusprechen und darauf aufbauend neue Konzepte zu erarbeiten. Ansätze der offenen Jugendarbeit werden durch aufsuchende Konzepte ergänzt, indem die Teams dorthin gehen, wo die jungen Leute tatsächlich sind. Auch im Bereich Wohnen und Leben im Alter gibt es sowohl in ländlichen als auch in städtischen Gebieten eine Reihe neuer nahraumbezogener Aktivitäten. Neue Projekte und Stellen entstehen, die ganz unterschiedlich heissen: Siedlungsassistenz, Quartierbetreuung oder Community-Worker.

### **Wo sehen Sie die Herausforderung in der Arbeit am Sozialraum?**

Ich stelle fest, dass das Thema boomt. Es gibt aber meiner Meinung nach keine einfachen Antworten. Die Akteurinnen und Akteure, die einen Sozialraum-Entwicklungsprozess in Angriff nehmen, müssen klären, welches Ziel sie erreichen wollen. Sollen die Klienten selbstständiger leben können? Oder: Soll die Einrichtung anders aufgestellt werden? Oder: Soll die Bewegungsfreiheit verbessert werden, zum Beispiel für Menschen mit Behinderung? Sobald solche Fragen geklärt sind, kann man

>>

«Nachbarschaft kann ausgrenzend sein, das lässt sich in kleinen Dörfern erfahren.»

Anzeige



**RedLine**<sup>®</sup>  
seit 15 Jahren Software

## Ihr Wissen für das gemeinsame Ziel

[www.redline-software.ch](http://www.redline-software.ch)

RedLine Software GmbH - Telefon +41 71 220 35 41

Schritt für Schritt vorgehen. Auch dann aber braucht es sorgfältige Diskussionen, es gibt keine Formel für die Arbeit am Sozialraum. Man muss sich auch ganz grundsätzlich fragen, welche Vision von Gesellschaft man verfolgt.

#### Sie stehen dem Sozialraum-Hype eher kritisch gegenüber ...

Es scheint mir sehr wichtig, dass man sich keine falschen Vorstellungen macht. Dazu gehört auch, dass man die Idee von Nachbarschaft und Solidarität nicht verklärt. Wir müssen auch scheinbar positiv klingende Konzepte kritisch hinterfragen. Nachbarschaft kann ausgrenzend sein. Das lässt sich in kleinen Dörfern erfahren, wo jeder jeden kennt. Es ist auch illusorisch, eine inklusive Nachbarschaft einzufordern, die Menschen mit Behinderung offen aufnimmt und unterstützt. Wir müssen uns fragen: Wo und wie wird in unserer individualisierten Gesellschaft noch Solidarität gelebt? Solidarität bezieht sich auch nicht zwangsläufig auf die Personen in der Nachbarschaft oder der Gemeinde.

#### Auffallend ist, dass oft jeder Bereich für sich sozialräumliche Konzepte entwickelt. Müssten diese Bereiche nicht alle unter ein Dach gebracht werden? Gerade wenn städtische oder kommunale Behörden die Akteure sind?

Das ist eine spannende Frage. Eigentlich will man mit der So-

zialraumorientierung ja eine Gesamtperspektive entwickeln. Eine solche Gesamtperspektive, also der Einbezug unterschiedlichster professioneller oder zivilgesellschaftlicher Akteure, wird aber dann nur im Hinblick auf eine bestimmte Gruppe von Menschen mit besonderen Bedürfnissen entwickelt. Eine Gesamtperspektive müsste den Anspruch haben, verschiedene Zielgruppen zu integrieren. Durch die einzelnen Zielgruppen aber sind viele Professionen beteiligt. Und auf der Ebene der Behörden bestehen unterschiedliche Zuständigkeiten und Finanzierungen. Damit lässt sich die Sozialraumidee immer nur begrenzt im Sinn einer Gesamtperspektive umsetzen.

#### Braucht es in einer sozialräumlichen Struktur noch Heime und Institutionen?

Heime waren über Jahrzehnte die richtige Lösung. Die Diskussion um den Sozialraum kann man als Chance nutzen, um über die Bedürfnisse der Zielgruppen und die Art der Unterstützung nachzudenken. Es geht wohl in Richtung einer Deinstitutionalisierung. Vor allem aber geht es um die Frage, welche Art von Institutionen es brauchen wird. Es braucht wahrscheinlich keine Heime mehr im eigentlichen Sinn. Institutionen aber sind in unserem Leben wichtig, sie bieten Orientierung und Identität. Soziale Arbeit und Professionelle kann man nicht ohne Institutionen denken. ●

## Die Sozialraum-Aktivitäten von Curaviva Schweiz

Curaviva Schweiz engagiert sich stark für die Sozialraumorientierung, weil bei diesem Konzept die individuelle Lebensqualität im Zentrum steht. Dieses aus Verbandssicht wichtige Ziel der Pflege, Begleitung und Betreuung hat jedoch nur eine Chance, wenn die Unterstützungsleistungen sich den Menschen anpassen. Dieser Paradigmenwechsel von angebotsorientierter zu bedarfsorientierter Leistung wird die Institutionen und ihre Partnerbetriebe sowie die öffentliche Hand und die Finanzierer herausfordern. Als nationaler Branchenverband will Curaviva Schweiz deshalb seine Mitglieder bei der Umsetzung unterstützen und die Entwicklung von sozialräumlichen Ansätzen mit Hilfestellungen vorantreiben. Denn Pflegeinstitutionen, Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen sowie Kinder- und Jugendinstitutionen sind wichtige Akteure, die einen wertvollen Beitrag für die Teilhabe und Teilgabe der betreuten Personen am sozialen Leben leisten können.

#### Curaviva Schweiz

- **sucht** deshalb gezielt den Dialog und die Kooperation mit anderen Verbänden – auch solchen, die stärker auf ambulante Angebote ausgerichtet sind –, mit Organisationen, die Menschen mit Unterstützungsbedarf und deren Angehörige vertreten, sowie mit dem Städte- und Gemeindeverband.
- **sieht** für das kommende Jahr Analysen vor, die Grundlagen zu den Voraussetzungen, Erfolgsfaktoren und dem Handlungsbedarf zur Umsetzung der sozialräumlichen Unterstützungsleistungen aufzeigen.
- **plant** ein Projekt, welches in einfacher Form bestehende sozialräumliche Modelle darstellen wird. Damit soll das

Thema stärker in den öffentlichen Fokus gerückt und dessen Verbreitung angestossen werden.

- **analysiert**, welche Kompetenzen und Haltungen für die veränderten Anforderungen bei der Arbeit im Sozialraum notwendig und welche Berufsprofile gefragt sind. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit ist dabei von besonderer Bedeutung. Die Erkenntnisse werden bei der Entwicklung und Weiterentwicklung von Berufsabschlüssen einfließen.
- **sucht** die Diskussion mit den Entscheidungsträgern in der Politik, der öffentlichen Verwaltung auf allen Ebenen. Die heutige Finanzierung genügt nicht für die Umsetzung von sozialräumlichen Angeboten und setzt gegenläufige Anreize.
- **ist sich bewusst**, dass sozialräumliche Ansätze meistens Veränderungen in gewachsenen Strukturen und Angeboten bedingen. Für eine gelingende Zusammenarbeit bei seinen Verbandsaktivitäten setzt sich Curaviva Schweiz deshalb für offene und kooperative Partnerschaften ein.

Die sozialräumliche Perspektive ergänzt und fließt teilweise bereits in andere zentrale Verbandsthemen ein, wie beispielsweise die Lebensqualitätskonzeption von Curaviva Schweiz und die Umsetzung der Uno-Behindertenrechtskonvention. All diesen Themen liegt die Haltung zugrunde, dass das Individuum im Zentrum steht. Personen sollen befähigt und die Partizipation ermöglicht werden. Curaviva Schweiz geht diese Themen fachübergreifend an, damit Synergien genutzt werden und Aktivitäten sich gegenseitig befruchten können.

CURAVIVA Schweiz

## Die Stadt Schaffhausen betreibt eine sozialraumorientierte Alterspolitik

# Damit Leben stattfinden kann

Die Stadt Schaffhausen will Bedingungen schaffen, damit alte Menschen so lange wie möglich an ihrem angestammten Ort wohnen bleiben können. Das bedinge mehr als eine Wohnung und Pflege, sagt Sozialvorsteher Simon Stocker: Es brauche lebendige Quartiere.

Von Urs Tremp

2018 war ein gutes Jahr für Simon Stocker. Der Vorsteher des Stadtschaffhauser Sozialdepartements konnte im Stadtquartier Herblingen den Mitwirkungsprozess für einen neuen Quartiertreffpunkt eröffnen, durfte als Gastkoch das 30-Jahr-Jubiläum der Schaffhauser Gassenküche mitfeiern, schob im Stadtquartier Breite ein digitales Projekt für Seniorinnen und Senioren an. Und vor allem: Er setzte mit Erfolg seine Quartierbegehungen fort. «Unsere Stadt lebt», sagt er. «Sie wird langsam zu dem, was wir anstreben: eine altersfreundliche Stadt.» Was er nicht sagt: Dass er dazu in den vergangenen Jahren einiges beigetragen hat.

Simon Stocker ist seit 2013 Mitglied der Schaffhauser Stadtregierung. Er wurde damals als Mitglied der kleinen oppositionellen Alternativen Liste (AL) eher überraschend in die städtische Exekutive gewählt – mit erst 31 Jahren. Zu Beginn bestanden Vorbehalte. Inzwischen aber wird seine Arbeit in breiten Kreisen honoriert. Er ist – ganz im Wortsinn – bei den Menschen angekommen. So sehr, dass gar darüber spekuliert wird, ob er den Kanton Schaffhausen nicht in Bundesbern vertreten könnte – als Ständerat.

Simon Stocker lässt offen, ob er für eine Kandidatur zur Verfügung stehen wird. In erster Linie sei er «glücklich als Sozialre-

ferent der Stadt Schaffhausen», sagt er. Man glaubt es ihm gern. Mit der Stadt Schaffhausen ist er nicht allein herkunftsmässig verbunden, es liegt ihm auch vieles daran, die Stadt lebenswert zu gestalten, sie lebenswert zu halten für alle Menschen, die hier leben. Das brauche das Engagement und die ganze Schaffenskraft eines Stadtrats.

### Überdurchschnittlich viele ältere und alte Bewohner

Dass ihm die ältere und alte Bevölkerung am Herzen liegt, hat erstens damit zu tun, dass Schaffhausen einen im Vergleich mit anderen Städten überdurchschnittlich hohen Anteil an älteren und alten Bewohnerinnen und Bewohnern hat. Zum Zweiten aber hat sich der ausgebildete Sozialarbeiter schon lange beruflich mit Altersfragen beschäftigt. Er arbeitete bei Pro Senectute Zürich in der Altersarbeit und war zudem kurze Zeit selbstständig in der Altersbetreuung tätig.

«Die Menschen», sagt Simon Stocker, «sind soziale Wesen. Sie wollen Kontakte, wollen Begegnung. Sie wollen sich engagieren – für sich, aber auch für andere, für ihr Lebensumfeld.» Das ist sein eigentliches sozialpolitisches Credo. Und es gilt ganz praktisch auch für ihn selbst. Er will «Sozialraum gemeinsam erkunden und gestalten» – nicht von seinem Büro in der Schaffhauser Altstadt aus, sondern dort, wo die Menschen leben, wo sie zu Hause sind, wo sie sich

Heimat geschaffen haben. «Sozialraum», hat der Sozialgeograf Christian Reutlinger einmal geschrieben, das sei dieses «ständig (re)produzierte Gewebe sozialer Praktiken». Anders gesagt: Sozialraum, das ist dort, wo die Menschen sich – im weitesten Sinn – austauschen.

Quartierbegehungen sind ein wichtiges Instrument, das Stockers Sozialraumpolitik begründet. Er möchte, dass die Menschen nicht gezwungen sind, ihre engste Heimat, das Quartier,

**«Die Menschen sind soziale Wesen. Sie wollen Kontakte, sie wollen sich engagieren.»**

>>



## Die Gestaltung der Alterspolitik in den Schweizer Städten und Gemeinden im Fokus

# Teilhabe und Mitbestimmung

Ein neues Handbuch beschäftigt sich mit der Alterspolitik in der Schweiz – der gegenwärtigen und der zukünftigen. Zentrales Anliegen der Autorinnen und Autoren: Die kommunale Alterspolitik soll sich vermehrt am Sozialraum orientieren. Partizipation und Beteiligung müssen gestärkt werden.

Von Urs Tremp

Ein sogenanntes Aufregerthema ist es nicht. Entsprechend generiert die Alterspolitik kaum Schlagzeilen. Dabei weiss die Politik sehr wohl, dass der demografische Wandel, die Zunahme der älteren und alten Bevölkerung, sehr wohl von Dringlichkeit ist und die Gesellschaft vor grosse Herausforderungen stellt.

Dass die Alterspolitik selten Schlagzeilen macht, hat allerdings den Vorteil, dass die Politik sich seriös, fundiert und ohne an die nächsten Wahlen denken zu müssen, mit der Sache beschäftigen kann. Zwar werden der Bund (zum Beispiel Rentengesetzgebung), die Kantone (zum Beispiel Gesundheitsversorgung), aber vor allem die Kommunen sich damit beschäftigen müssen, wie sie ihr Dorf, ihre Stadt, ihre Zweckverbände organisieren wollen, um Lebensumfelder zu gestalten, die dem demografischen Wandel Rechnung tragen.

Ein neues Buch mit dem Titel «Gestaltung kommunaler Alterspolitik in der Schweiz»\* kann dabei für kommunale Politikerinnen und Politiker, für die Gemeindebehörden, eine Arbeitsgrundlage und ein Leitfaden sein. Noch zu oft werde die Alterspolitik zu eng auf die Kernaufgaben «Pflege und Betreuung» beschränkt, monieren die Herausgeber. Dabei sei Alterspolitik viel umfassender.

### Subsidiaritätsprinzip und Föderalismus eröffnen Spielräume

Ein Team der Hochschule Luzern hat für die Publikation die aktuelle Alterspolitik in verschiedenen Städten und Gemeinden untersucht. Dass sie auf unterschiedliche Handhabungen gestossen sind, verwundert wenig: Die Schweiz mit ihrer föderalistischen Struktur und dem Hochhalten des Subsidiaritätsprinzips lässt grosse Spielräume offen. Das unterscheidet unser Land von Deutschland. Auch das hat die Studiengruppe herausgearbeitet.

Von 15 untersuchten Städten und Gemeinden in der Schweiz könne 5 eine umfassende Alterspolitik attestiert werden. Konkret: In diesen Städten und Gemeinden (Schaffhausen gehört auch dazu!) gehe die Alterspolitik über die Kernaufgaben Pflege und Betreuung hinaus. Quartiere würden altersgerecht gestaltet, «die gesellschaftliche und kulturelle

Teilhabe älterer Menschen mit einem Einbezug in Entwicklungs- und Entscheidungsprozessen» gefördert. Diese sozialraumorientierte Alterspolitik böte für andere Kommunen «Anknüpfungspunkte im Sinn einer Reflexion und/oder Weiterentwicklung» der eigenen Politik.

Vor allem aber fordern die Autorinnen und Autoren die Weiterentwicklung von Beteiligungs- und Partizipationsformen. Und auch sie kommen zum Schluss: «Der Orientierung am Sozialraum kommt in der Alterspolitik eine hohe Bedeutung zu.»

### Alterspolitik in einer typischen Agglomerationsgemeinde

Am konkreten Beispiel der basellandschaftliche Gemeinde Allschwil zeigt das Buch ganz praktisch, wie Grundlagen erarbeitet und darauf eine angepasste Alterspolitik entwickelt werden kann. Die Basler Agglomerationsgemeinde weist ein relativ starkes Bevölkerungswachstum auf, der Anteil der über 65-Jährigen ist überdurchschnittlich hoch (knapp 23 Prozent). Zwar spielt auch in der Allschwiler Alterspolitik die Frage nach Angeboten der Pflege und Betreuung (und deren Finanzierung) eine wichtige Rolle.

Doch es wird auch gefragt: Welche Erwartungen haben die agilen Alten? Was können diese agilen Alten für die Gemeinde tun? Wie wird sich der Anteil der agilen Alten unter den Betagten in den nächsten 20 Jahren entwickeln? Der Autor der Allschwiler Untersuchung moniert, dass es zwar ansatzweise eine sozialraumorientierte Alterspolitik gebe. «Da Allschwil aber einzelne Quartiere umfasst, die klar erkennbar sind, wäre eine akzentuiertere Sozialraumorientierung denkens- und wünschenswert.»

Die Ethnologin und Soziologin Simone Gretler Heusser geht in ihrem Beitrag ganz grundsätzlich auf die Bedeutung von Partizipation für die Alterspolitik ein. In Ansätzen sei diese Partizipation zwar vorhanden. Doch es sei an der Zeit, «die Grundlagen und Modelle der Partizipation in der sozialen Arbeit weiterzuentwickeln und zu differenzieren, denn so lange diese nicht für alle zugänglich sind, können sie die Anforderungen der Alterspolitik nicht erfüllen».

Ihr Aufruf an die Gemeinden, nicht selbstzufrieden auf dem Erreichten auszuruhen, zeigt immerhin, dass das Thema zwar kein herkömmliches Aufregerthema ist, dass man sich aber sehr wohl mit Herzblut der Sache verschreiben kann. ●

«Es ist an der Zeit, die Grundlagen der Partizipation in der sozialen Arbeit weiterzuentwickeln.»

\* **Jürgen StremLOW**, Gena Da Rui, Marianne Müller, Werner Riedweg, Albert Schnyder (Hrsg.), «Gestaltung kommunaler Alterspolitik in der Schweiz», Verlag interact (Hochschule Luzern, Soziale Arbeit), 160 Seiten, 36 Franken.

aufgeben zu müssen, nur weil sie gesundheitliche Probleme haben oder finanziell nicht mehr über die Runden kommen. Das betreffe in erster Linie ältere und alte Menschen. Viele hätten nicht mehr die Flexibilität, sich auf veränderte Umstände einzulassen und das Leben noch einmal neu einzurichten. Darum will er gerade für die älteren und alten Schaffhauserinnen und Schaffhauser Bedingungen schaffen, die ihnen erlauben, in der gewohnten Umgebung bleiben zu können. Dafür sollen altersfreundliche Quartierstrukturen beitragen. Um die Altersfreundlichkeit der Quartiere zu untersuchen, führt Stocker Quartierbegehungen mit älteren Menschen durch. Man diskutiert Ressourcen und Defizite eines Quartiers, formuliert Wünsche und Anliegen, bespricht mögliche Verbesserungen und Angebote. «Sozialraumarbeit», sagt Simon Stocker, «das heisst: dass wir an die Menschen herankommen.» Anders gesagt: Dass man deren Bedürfnisse kennt und ihnen entsprechende Angebote machen kann.

### 13 Quartierbegehungen, 1400 Teilnehmer

Vor Jahresfrist wurden nach insgesamt 13 Quartierbegehungen und Ergebniskonferenzen, an denen rund 1400 ältere Menschen teilgenommen und ihre Wünsche formuliert hatten, Massnahmen aufgelegt und Folgeprojekte weitergeführt. Im vergangenen Oktober orientierte die Ausstellung «Spazieren für altersfreundliche Quartiere», was alles unternommen wurde und noch realisiert werden soll. Zusätzliche Sitzbänke, Handläufe,

Treppentritten, Strassenübergänge, Beleuchtungen, alters- und behindertengerechte Bushaltestellen oder die bessere Markierung von Fussgängerstreifen.

Das ist die eine Seite sozialräumlicher Alterspolitik: Man schafft strukturelle Bedingungen, damit Menschen möglichst lange ein eigenständiges Leben führen können. Will heissen: In den eigenen vier Wänden im vertrauten Quartier leben können. Das hat sich die Stadt Schaffhausen schon vor Jahren zur Maxime der Alterspolitik gemacht. Doch die eigenen vier Wände und das vertraute Quartier sind keine Versicherung für Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Im Sozialraum sollen Interaktion, Beziehung, kurz: Es soll Leben stattfinden.

«Es gibt», sagt Simon Stocker, «nicht «die Alten». Es gibt Menschen, die alt sind an Jahren, aber ganz unterschiedliche Bedürfnisse haben – und unterschiedlich ins Sozialleben des Quartiers und der Stadt eingebunden sind.» Ihnen allen Begegnungsangebote zu machen und sie einzubinden ins Quartier- und Stadt-

leben, das versteht er unter einer sozialraumorientierten Alterspolitik. «Gut gebildete und gut verdienende Menschen sind sich zumeist gewohnt, selbst zu bestimmen und auszuwählen. Sie sind engagiert und informiert. Bei anderen ist der Aufwand grösser, an sie heranzukommen. Aber ich stelle fest: Es funktioniert in Schaffhausen immer besser.»

Längst nicht alle älteren und alten Einwohnerinnen und Einwohner von Schaffhausen sind sozial gut vernetzt und einge-

---

**«Es gibt Menschen,  
die sind gleich alt,  
aber ganz unterschiedlich ins Sozial-  
leben eingebunden.»**

---

>>



Quartierbegehung mit Sozialvorstand Simon Stocker (rechts):  
Wünsche formulieren, Massnahmen aufgleisen und Folgeprojekte weiterführen.

Foto: Peter Hunziker



bunden in Strukturen, die sie am gesellschaftlichen Leben teilhaben lassen. Manchmal sind es ganz einfache Dinge, die zu unüberwindbaren Hürden werden. Dass zum Beispiel Menschen nicht verstehen, was ihnen die Schreiben der Behörden sagen wollen – weil sie die Sprache nicht verstehen, weil sie nicht lesen können, weil ihnen zu komplex ist, was auf dem Papier steht. «Solche Handicaps schmälern die Chancengleichheit», sagt Stocker. «Darum wollen wir Personal und Zeit aufwenden, um auch an diese Menschen heranzukommen.»

#### Eine zentrale Koordinationsstelle und aufsuchende Dienste

Sozialraum ist nicht homogen. Nicht alle wissen sich zu helfen. In Schaffhausen gibt es zwar eine Koordinationsstelle Alter, wo die Senioren niederschwellig Auskunft erhalten und Kontakte einfädeln können. Es gibt aber auch die aufsuchenden Dienste. Die Dienste der Gesundheitsförderung der Spitex der Stadt Schaffhausen gehen zu den Leuten nach Hause und sprechen sie an: Was könnte man ändern? Was können wir besser machen? «Das gibt uns Zugang zu älteren Personen, die sonst kaum erreicht würden», sagt Stocker.

Stocker hat schon in seinen früheren Tätigkeiten festgestellt, dass Einsamkeit zu den am weitesten verbreiteten Problemen alter Menschen gehört. Die wenigsten wählen diese Einsamkeit selbst. Einsam wird, wer nicht teilhaben kann am sozialen Leben. Das kann unterschiedliche Gründe haben: Wenn jemand eine andere Sprache spricht, kann er nicht verstehen, wovon

andere reden. Er versteht auch nicht, was ihm an schriftlichen Angeboten gemacht wird. Andere sind finanziell prekär versorgt, es gibt Angebote, die für sie nicht erschwinglich sind. «Nicht selten fehlt diesen Menschen auch das Wissen,

dass sie zum Beispiel Anrecht haben auf Ergänzungsleistungen», sagt Stocker. «Diese Menschen kommen nicht von sich aus zur Koordinationsstelle, man muss sie aufsuchen.»

Zwar hat sich die Stadt Schaffhausen die Formel «Zu Hause alt werden» zum Grundsatz der Alterspolitik gemacht. Aber manchmal sei ein Altersheim eine Option für jemanden, der gerne mit anderen zusammen ist, aber für den das Leben im eigenen Quartier mühsam geworden ist. Auch die Heime sind eingebunden in die sozialraumorientierte Altersarbeit. «Für Menschen, die Mühe haben, von sich aus auf andere zuzugehen, kann das Heim eine Option sein.» Hier haben diese Menschen die Gewissheit, dass sie nach ihren Bedürfnissen und Wünschen gefragt werden, dass ihre subjektive Lebenswelt ernst genommen wird, ohne dass sie sich lange erklären müssen.

#### Die Menschen zum Engagement anregen

Die von der Stadt personell und finanziell alimentierten Quartiertreffpunkte sind in Schaffhausen inzwischen gut genutzte Orte der Begegnung geworden. «Es geht darum», sagt Stocker, «Raum zur Verfügung zu stellen, der das Engagement der Menschen fördert.» Das funktioniert inzwischen recht gut. Eine wichtige Position nehme oft eine Schlüsselperson ein. Jemand, der im Quartier bekannt ist, der quasi als Animator wirkt.



Simon Stocker, ältere Schaffhauser: «Zeit aufwenden, um an die Menschen heranzukommen.»

Foto: Peter Hunziker

Dass es funktioniert, darüber kann Simon Stocker sich freuen: Schaffhausen ist vor Jahresfrist als «ein gesundes soziales Umfeld und ein gesunder Lebensraum» mit dem Radix-Preis für die «Gesunde Stadt» ausgezeichnet worden. ●

### Einsamkeit gehört zu den am weitesten verbreiteten Problemen alter Menschen.

## Die Stadt Schaffhausen ...

... hat derzeit etwas mehr als 36000 Einwohnerinnen und Einwohner. Rund 20 Prozent davon sind im Rentenalter. Vor zehn Jahren hat die Stadt die Alterspolitik neu ausgerichtet. Kernpunkt ist die Zusammenführung der ambulanten und stationären Altersbetreuung im Rahmen von Alterszentren (AZ). Ziel der AZ ist es, ein wohnortsnahes, vielfältiges Dienstleistungsangebot an ambulanter und stationärer Hilfe «aus einer Hand» anzubieten. Dienstleistungen sollen «vor Ort» und vernetzt angeboten werden, mit dem Ziel, ein kundenfreundliches, sehr niederschwelliges Angebot zu machen. Im AZ kann man sich Rat und Hilfe holen. Es ist Treffpunkt und gleichzeitig Wohnort, wobei auch Tagesheimplätze, Nachtplätze und Ferienaufenthalte vorgesehen sind. Schaffhausen gehört zum Schweizer Netzwerk altersfreundlicher Städte. Der Stadtschaffhauser Sozialvorsteher Simon Stocker ist derzeit Präsident des Netzwerks.



Stadt Schaffhausen: Hoher Anteil an alten Einwohnerinnen und Einwohnern.



## Wie Städteplaner Lebensumgebungen schaffen, die als Sozialraum funktionieren

# «Man kann nicht einfach vorbestimmen, was passieren soll»

Wie können Architekten, Städte- und Raumplaner dazu beitragen, dass funktionierende Sozialräume entstehen? Der Fachmann Beat Suter\* sagt: Es braucht Zeit, den Mut für Konflikte und das Bewusstsein, dass nicht alles planbar ist.

Interview: Urs Tremp

**Herr Suter, können Architekten, Städte- und Raumplaner dazu beitragen, dass funktionierende menschenfreundliche Sozialräume entstehen?**

**Beat Suter:** Sozialräume entstehen immer in gebautem und gestaltetem Kontext. Das zeigt, dass es ein kulturell-gesellschaftliches Bedürfnis ist, solche Räume zu schaffen. Das hat schon ganz früh in der Geschichte angefangen. Bereits prähistorische Gesellschaften haben Sozialräume geschaffen, die das Zusammenleben ermöglichten und Orte für die Begegnung schufen.

**War dies damals aber nicht – anders als heute – vor allem der Notwendigkeit geschuldet, um überhaupt überleben zu können? Man brauchte die anderen, den Verbund mit den**



\* **Beat Suter**, 58, ist dipl. Ing. FH in Raumplanung FSU/SIA und Projektleiter in der Areal- und Stadtentwicklung der Metron Raumentwicklung AG in Brugg.

**anderen, um allen gefährlichen Unbilden von aussen trotzen zu können.**

Die Bedürfnisse und die Rahmenbedingungen waren andere als heute, ja. Der Mensch aber hat sich gar nicht so sehr verändert. Sozialräume gehören zu den Menschen, sie brauchen sie für die Interaktion mit anderen, für Begegnungen, Austausch, Auseinandersetzung. Allerdings braucht der Sozialraum eine gewisse Qualität. Er muss Begegnungen, Austausch, Auseinandersetzung zulassen – nicht in institutioneller, organisierter Form, sondern eben auch zufällig, ungeplant, spontan.

**Wie plant man als Architekt und Städteplaner solche Räume? Sind sie überhaupt planbar? Letztlich schafft sich doch jedes Individuum seinen Sozialraum selbst, indem jeder und jede dorthin geht, wo es ihm oder ihr gut gefällt, wo es ihm oder ihr wohl ist?**

Man kann Sozialräume nicht einfach auf dem Reissbrett entwerfen, und dann funktionieren sie. Wir machen immer wieder die Erfahrung, dass historisch begründete Orte stärker wirken als neu geschaffene. Das zeigt: Sozialräume brauchen Zeit, sie müssen entstehen. Es ist tatsächlich schwierig, einen Ort neu zu schaffen, der dieselbe Qualität hat wie ein Ort mit Geschichte. Ich weiss nicht mehr, wer das gesagt hat: Es braucht drei Generationen – also etwa 100 Jahre –, bis ein Quartier als eingewachsen und durchmischt wahrgenommen wird.

**«Auch Architekten und Planer lernen von der Geschichte: Wie ist Bewährtes heute umzusetzen?»**

**Dann bleibt Planern und Architekten nichts anderes als zu hoffen, dass das, was sie bauen und planen, in 100 Jahren tatsächlich als Sozialraum funktioniert?**

>>



Flohmarkt auf dem Hunziker-Areal in Zürich-Leutschenbach: «Grosszügig Begegnungsräume geschaffen.»

Auch Architekten und Planer lernen von der Geschichte. Wir lesen die Geschichte und untersuchen: Warum funktioniert etwas, und wie ist das in der heutigen Zeit zu interpretieren und umzusetzen?

#### Und wie ist es umzusetzen?

Wichtig ist zuerst einmal zwischen öffentlich, halböffentlich und privat zu unterscheiden, Räume zuzuordnen: Welche sind privat, welche sind öffentlich, welche sind halbprivat oder halböffentlich? Jeder Mensch bewegt sich in diesen Räumen – aber auf unterschiedliche Weise und mit verschiedenen Bedürfnissen. Es gibt für uns alle Momente, in denen wir Öffentlichkeit und Begegnung, Ruhe und Besinnung oder Privatheit suchen. Entsprechend brauchen wir unterschiedliche Orte: den lebendigen Stadtplatz, den ruhigen Grünraum, den Hof der Wohnsiedlung oder das Café neben dem Quartierladen. Im Zeitalter der Verdichtung unserer Zentrums- und Wohnquartiere erhöhen sich auch die Anforderungen an die Freiräume. Es besteht damit auch die Chance, dass neue Begegnungsräume geschaffen werden.

#### Und wie ergibt sich daraus ein guter Sozialraum?

Der ergibt sich daraus, dass die Räume den unterschiedlichen Bedürfnissen der Menschen entsprechen. Das ist gar nicht so einfach. Ein wesentliches Merkmal ist die Möglichkeit sich Räume für die individuellen Bedürfnisse anzueignen. Jugendliche suchen andere Orte zum Chillen und Treffen als Erwachsene.

Der Sozialraum des Einzelnen ist individuell – allerdings mit Überschneidungen mit den Sozialräumen der anderen.

#### Haben Sie Beispiele für solch öffentliche oder halbprivate Räume?

Kennen Sie das Hunziker-Areal in Zürich? Das ist ein neueres Wohnareal für 1200 Menschen auf dem Boden der früheren Betonfabrik Hunziker in Zürich-Leutschenbach. Da hat man sehr grosszügig solche Begegnungsräume geschaffen. Allmendräume nennt man sie. Für die Menschen, die dort leben sind das Räume, für die man zwar die eigene Wohnung verlässt, aber trotzdem noch zuhause ist – man bleibt quasi im Dorf.

1200 Menschen, das entspricht ja auch ungefähr einem Dorf. Man erlebt hier die Nachbarschaft und das Kommen und Gehen, Begegnung und Aufenthalt sind möglich, die Räume sind sorgfältig gestaltet, anders als in einem Wohnblock, wo man aus der Wohnung direkt in die Tiefgarage geht und die Umgebung unwirtlich ist.

**«Man muss für die richtige Mischung sorgen. Nur dann kann ein Sozialraum entstehen.»**

#### Und das funktioniert?

Es braucht auch hier eine gewisse Anlaufzeit. Eine Gefahr besteht, wenn die öffentlichen Räumen nur mit kommerziellen Interessen verbunden sind. Ein Supermarkt oder ein Dorfladen ist auch ein Begegnungsort und Treffpunkt. Darum ist er wichtig für ein Quartier oder eine Gemeinde. Wenn aber alle öffentlichen Räume in den Händen von kommerziellen Nutzern sind, dann stellt man fest, dass zum Beispiel Jugendliche sich ande-





re Orte suchen, wo sie sich treffen und austauschen können. Auch ältere Leute ziehen sich dann eher in die privaten Räume zurück. Wenn man also eine Überbauung oder ein neues Quartier plant, muss man für die richtige Mischung sorgen. Nur dann kann ein Sozialraum entstehen, der funktioniert oder funktionieren kann. Eine Garantie gibt es nicht.

#### Weil ... ?

Weil es auch von den Menschen abhängt, die in einer Überbauung, in einem Quartier oder in einem Dorf leben, ob sie die Angebote für das Gemeinschaftsleben nutzen wollen. Zuweilen braucht es einzelne Leute, die wortwörtlich die Sache am Leben behalten. Es braucht ein Interesse an Gemeinschaft, und diese Voraussetzung ist heute nicht bei allen gleich ausgeprägt.

#### Also eigentlich planbar ist ein Sozialraum nicht?

Soziologen reden von Transformation und Aneignung. Das heisst auch: Man darf nicht einfach vorbestimmen, was passieren soll. Zudem

dünkt mich: Man darf – wie es häufig passiert – auch nicht alles zuerst und vor allem unter dem Gesichtspunkt des Konfliktpotenzials und der möglichen Störungen anschauen. Wenn öffentliche oder halböffentliche Räume geplant werden, kommt immer ganz schnell die Rede auf den Lärm, das Littering, die öffentliche Sicherheit und so weiter. Wir brauchen Begegnungsräume und müssen uns auch mit den unvermeidlichen Konflikten auseinandersetzen, sei dies als Gemeinde oder als Grundeigentümer.

#### Das heisst?

Die Begegnungsorte müssen gehegt und gepflegt werden. Wenn es zu laut ist, muss man sich darum kümmern und Lösungen suchen, indem Ruhezeiten festgelegt werden. Wenn man sich unsicher fühlt, braucht es eine gewisse soziale Kontrolle, wenn es zu viel Littering gibt, braucht es Information. Falsch ist es, wenn die Plätze geschlossen oder gar nicht erst gebaut werden. Man muss sich als Planer einfach bewusst sein, dass verschiedene Gruppen verschiedene Interessen haben. Eine gute Stadt zeichnet sich dadurch aus, dass sie verschiedene Orte für diese verschiedenen Menschen hat. Es ist ja auch so, dass man als individueller Mensch einmal dieses Bedürfnis hat, dann wieder ein anderes. Es ist das Qualitätsmerkmal einer Stadt, eines Quartiers oder einer Überbauung, dass sie unterschiedliche Möglichkeiten und Angebote bereithalten. Wenn man heute einen Platz plant, dann stellt man sich immer die Frage: Für wen bauen wir diesen Platz? Wer nutzt ihn? Was soll auf diesem Platz passieren? Was soll möglich sein? Was schliessen wir aus? Welche Konflikte ergeben sich? Der Platz selber kann das nicht richten, wenn die Nutzung rundherum nicht

stimmt. Darum haben wir heute in vielen Städten und Gemeinden Plätze, die ungenutzt und leer bleiben – ganz anders als auf den Zeichnungen der Architekten und Planer, wo auf diesen Plätzen Kinder spielen, Mütter sich auf Sitzbänklein unterhalten und sogar ein Grosi mit dem Rollator über den Platz ruckelt.

#### Oder die Plätze werden in Beschlag genommen von bestimmten Gruppen, nicht selten von randständigen Menschen.

#### Gerade in Städten ist das zu beobachten.

Menschen, die aus welchen Gründen auch immer am Rande der Gesellschaft leben, zieht es in die Stadt, weil es dort Räume gibt, die nicht definiert sind. Diese Räume können sich diese Menschen aneignen. In einem Dorf ist das weniger möglich, auch weil es die Anonymität der Stadt im Dorf nicht gibt. Denn auch das muss ein Sozialraum bieten können: Anonymität. Niemand wird gerne dauernd überwacht und beobachtet. Wer eine eigene Wohnung hat, kann sich dorthin zurückziehen. Jemand Obdachloser muss sich diesen Privatraum selbst schaffen – ohne dass er dauernd wieder vertrieben wird.

#### Welches sind die Kardinalfehler, die in der Planung gemacht werden, sodass ein Sozialraum nicht funktioniert?

Aus meiner Erfahrung ist das Zusammenspiel der vier Faktoren Lage, Freiraumnutzung, Nutzung der umliegenden Gebäude und vor allem der Erdgeschosse und die Qualität der Gestaltung entscheidend. Wenn die Gesamt-

komposition nicht stimmt, ist es schwierig, gute Räume zu schaffen.

#### Was sind denn die aktuellen Herausforderungen?

Es gibt verschiedene Trends, die uns herausfordern: Das Einkaufsverhalten verändert sich, die verkehrsbefreiten Altstädte verlieren Geschäfte und Publikum. Die Ruhe in den Innenstädten machte dann das Wohnen attraktiver. Gleichzeitig verändert sich die Freizeitkultur, dort, wo gute Bars sind, entstehen Partymeilen und es kommt zu Konflikten zwischen Anwohnern und Partygästen. Ein grosses Problem ist auch die Nutzung der Erdgeschosse im Umfeld von öffentlichen Plätzen. Da die Nachfrage fehlt, werden Wohnungen erstellt und die Bewohnerschaft will keine Störungen vor dem Wohnzimmer. Als weiteren Trend stellen wir eine grössere Lärmsensibilität fest. Dies wirkt sich auch auf die Nutzung der Schul- und Sportanlagen aus. Gerade für Jugendliche ist das ein Problem, wenn die Anlagen ausserhalb des Schulbetriebs geschlossen werden.

#### Wie stellen sich Planer und Architekten auf diese veränderten Bedingungen ein?

Patentlösungen gibt es nicht. Das macht die Sache nicht einfacher. Und noch einmal: Vieles braucht Zeit, bis ein Sozialraum funktioniert und belebt ist. Schliesslich stehen wir bei gewissen Entwicklungen noch ziemlich am Anfang. Die hohe Mobilität verändert die Sozialräume: Die Kreise, in denen sich der Einzelne bewegt, können heute weit auseinanderliegen. Und auch das digitale Einkaufen wird die Sozialräume verändern. Welche Konsequenzen dies letztlich hat, das wissen wir noch nicht. ●

«Wie sich die digitale Entwicklung auf den Sozialraum auswirken wird, wissen wir noch nicht.»



**Flexible Familienhilfe heisst auch, das Recht auf Selbstbestimmung zu berücksichtigen**

## Auf Augenhöhe mit den Klienten gemeinsam die beste Lösung suchen

**Jugend- und Familienbetreuung im Sozialraum heisst nicht einfach «Betreuung vor Ort statt stationärer Platzierung»: Gefragt sind umfassend neue Ansätze, um die Ressourcen von Familien zu stärken. Im Berner Pilotprojekt «Sora» arbeiten Sozialraumteams gemeinsam auf dieses Ziel hin.**

Von Claudia Weiss

Sozialraumorientierte Arbeit – der Ausdruck wird gegenwärtig gern genutzt, und das Prinzip klingt simpel: Unterstützung und Begleitung von Menschen in ihrer Lebenswelt und mit ihren Ressourcen. Nur: «Im Alltag der Jugend- und Familienhilfe ist die Arbeit nach diesen Grundsätzen sehr anspruchsvoll und fordert alle Fachpersonen täglich neu heraus», sagt Margrit Lienhart, Co-Leiterin von «Sora – Flexible Beratung und Begleitung» und Leiterin des Bereichs Sora für Familien. Sora («Sozialraumorientierung») ist Teil des Pilotprojekts «Flexible Jugend- und Familienhilfe im Sozialraum Bern Ost», das seit Juli 2017 für vier Jahre in den Berner Gemeinden Ittigen, Muri und im Fürsorgeverband Münchenbuchsee läuft.

Margrit Lienhart weiss aus Erfahrung, wovon sie redet: Sie hat den grundlegenden Wandel von einer traditionellen stationären sozialpädagogischen Betreuung hin zum Fachkonzept Sozialraumorientierung miterlebt (siehe Kasten Seite 21). Dabei zeigt sich ihr immer wieder, dass sozialräumliche Arbeit nicht einfach bedeutet «keine stationäre Platzierung» und «Betreuung vor Ort», sondern dass dahinter weit mehr steckt: «Es braucht eine ganz neue Arbeitshaltung.»

Lange Jahre war Margrit Lienhart gewohnt, als Leiterin eines Heims mit mehreren Wohngruppen das Ruder zu übernehmen,

wenn Kinder in ihren Familien nicht mehr adäquat betreut werden konnten – quasi nach dem Prinzip «wir als Experten wissen, was für eure Kinder gut ist». Heute hingegen stehen der Wille und die Interessen der Klienten im Zentrum und alle Mitarbeitenden müssten sich immer wieder neu hinterfragen: «Wir als Sozialpädagoginnen und -pädagogen müssen uns zurücknehmen und viel mehr auf Augenhöhe mit unseren Klienten arbeiten.» Und: «Nicht jede Lösung, die uns mit unserer Mittelschichtbrille gut scheint, muss für betroffene Familien dann auch passen.» Nach diesem Prinzip zu arbeiten, sei anspruchsvoll, mache aber letztlich mehr Freude und steigere vor allem die Qualität der Unterstützung für betroffene Familien.

### Unkonventionelle und individuelle Lösungen

An einem Beispiel erklärt Margrit Lienhart, wie sie das Umdenken bereits vor zwei Jahren im alten Setting übte, damals noch als Leiterin des Jugendwohnheims Schosshalde: Ein Jugendlicher, der aufgrund psychischer Probleme die Schule nicht mehr

besuchte, mit der Mutter äusserst schwierige Auseinandersetzungen durchmachte, trotz psychiatrischer Behandlung immer depressiver wirkte und immer exzessiver Onlinegames spielte, stellte bei Heimleiterin Lienhart den Antrag auf einen stärkeren Internet-Router, weil der alte für seine Games nicht leistungsfähig genug war.

«Absolut unmöglich», sei ihr als erste Reaktion durch den Kopf geschossen, erzählt Lienhart: «Er geht ja nicht einmal zur Schule.» Dann aber überlegte sie, dass dort eine offensichtliche Stärke des Jugendlichen liege, dass er sich beim Gamen wohlfühle und immerhin mit anderen kommuniziere. Sie nahm Rücksprache mit der Mutter und der Psychiaterin, und gemeinsam beschlossen sie, den Antrag des Jugendlichen zu genehmigen. Die Wirkung war verblüffend: Auf einmal ging

---

**«Nicht jede Lösung, die uns mit unserer Mittelschichtbrille gut scheint, passt für die Familien.»**

---

ein wahrer Energieschub durch den Jugendlichen, er wurde sofort aktiv, organisierte und fädelt alles ein. Aus technischen Gründen liess sich der neue Router dann doch nicht installieren. Aber: Die Tatsache, dass sein Antrag bewilligt wurde, gab dem Jugendlichen enormen Auftrieb. Er beschloss, in eine Mietwohnung seines Göttis zu ziehen und das selbständige Wohnen zu erproben, während sich seine Mutter erstmals seit Jahren wieder getraute, in die Ferien zu fahren und ihren Sohn seinen Alltag allein bewältigen zu lassen. «Das war ein Meilenstein», sagt Margrit Lienhart: «Innerhalb von drei Wochen erlebten wir einen völlig neuen jungen Mann.» Auf ihre Frage, was für ihn in dieser Angelegenheit das Wichtigste gewesen sei, antwortete dieser ohne Zögern: «Das ent-

zeugung, dass jeder Mensch persönlich und in seinem Umfeld Ressourcen hat und entwicklungsfähig ist. Lienhart formuliert es so: «Wir trauen den Familien zu, dass sie selber Experten für ihr Leben sind.» Manchmal brauchen sie zwar Unterstützung, aber sie sollen sich nicht ausgebootet und unfähig vorkommen und das Gefühl haben, sie seien auf die Expertise der Fachpersonen angewiesen – oder ihnen gar ausgeliefert. Reto Züblin, Co-Leiter von «Sora – Flexible Beratung und Begleitung» und Leiter des Bereichs Sora für junge Erwachsene, nickt bestätigend. Bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen habe man schon länger diesen persönlichen Willen in die Arbeit mit einbezogen und festgestellt, wie wirkungsvoll das ist. Aber auch in seinem Bereich ist einiges am Laufen: Nach hergebracht-



«Flexible Begleitung von Familien»: Kinder können vorübergehend in einer der Wohnungen untergebracht werden. Aber auch dort werden die Eltern mit einbezogen, und die Kinder kehren so rasch wie möglich wieder in ihr Zuhause zurück. Fotos: Sora

gebrachte Vertrauen und das Gefühl, dass meine Bedürfnisse ernst genommen werden.» Früher, sagt Margrit Lienhart, wäre ein solcher Entscheid undenkbar gewesen. Aber Erfahrungen wie diese bestätigen ihr und ihrem Team, dass sie auf dem richtigen Weg sind: Dass es enorm hilfreich ist, den Willen der Betroffenen ins Zentrum zu stellen und ihnen das Gefühl zu geben, in ihrem Leben etwas bewirken zu können. Denn das sind die Kernwerte der sozialräumlichen Arbeit: Die Überzeugung, dass jeder Mensch das Recht hat, sein Leben selbstbestimmt und individuell zu gestalten. Dass jeder Mensch das Recht hat auf Lösungen, die seinem Willen, seinen Interessen und seinen Möglichkeiten angepasst sind. Und die Über-

ter Arbeitsweise geben Sozialdienste einen «Fall» sozusagen an eine Institution ab, im Pilotprojekt arbeiten die zuweisende Stelle und der Leistungserbringer eng zusammen: «In sogenannten Sozialraumteams betrachten Sozialarbeitende der Gemeinden und Sozialpädagoginnen und -pädagogen von Sora alle Situationen gemeinsam mit ihrem professionellen Blick und ziehen am selben Strick – immer im Sinn der Klienten.» In die sozialräumliche Arbeitsweise werden beispielsweise auch potenzielle Arbeitgeber mit einbezogen oder Personen, die Wohnungen vermitteln können. In der Familienarbeit gehören unter anderem Schulen, Jugend- und Schulsozialarbeit, Kirchen, Sport- oder Kulturvereine oder Fachstellen wie die

>>



«Flexible Begleitung für junge Erwachsene»: Ein Sozialraum von Jugendlichen kann auch beim Bahnhof Bern liegen.

Mütter- und Väterberatung oder die Erziehungsberatung zum sozialen Netz. Die Lebenswelt von jungen Erwachsenen müsse allerdings gar nicht immer in der Wohngemeinde liegen, sagt Reto Züblin: Diese könne manchmal auch beim Bahnhof Zürich zu finden sein oder virtuell im Internet. «Wichtig ist vor allem die multiprofessionelle Zusammenarbeit, denn diese trägt viel zu einer ausgewogenen fachlichen Haltung bei.»

Auch für die drei beteiligten Gemeinden wirkt sich die sozialraumorientierte Arbeit gemäss einem ersten Fazit durchaus positiv aus: «Dank der engen institutionellen Zusammenarbeit erhalten wir in komplexen Kinderschutzsituationen gute Unterstützung», fasst Alexander Kobel, Projektleiter und stellvertretender Leiter Abteilung Soziales der Gemeinde Ittigen, zusammen. Sora als klar definierte Anlaufstelle stelle für die Gemeinden insgesamt sogar eine Vereinfachung dar. Davon abgesehen habe sich aber auch eine ganz andere Qualität der Zusammenarbeit entwickelt: «Jetzt arbeiten alle mit demselben Fachkonzept und ähnlichen Vorstellungen.»

Gleichzeitig sei die Finanzierung – für Sora noch eine Herausforderung (siehe Kasten unten) – für die Gemeinden nicht komplizierter geworden, findet Kobel: «Wir können Kosten verrechnen für alles, was es braucht.» Das heisst Vollkostentarif für

---

**Im Pilotprojekt arbeiten zuweisende Stelle und Leistungserbringer eng zusammen.**

---

## Sora, die anderen und die Finanzierung

Im Kanton Bern arbeiten vier Einrichtungen nach dem Fachkonzept Sozialraumorientierung: Die Schoio Familienhilfe AG in Langenthal, der Familiensupport Bern West, die Familienkooperation Oberland in Frutigen und «Sora Flexible Beratung und Begleitung» im Osten von Bern. «Flexible Jugend- und Familienhilfe im Sozialraum Bern Ost» ist das jüngste Pilotprojekt, das von der Gesundheits- und Fürsorgedirektion Bern (GEF) genehmigt wurde und in dem Sora einen Leistungsvertrag erhielt, der sozialräumliche Dienstleistungserbringung ermöglicht. Nachdem die Teams bereits im Rahmen des damaligen Bürgerlichen Jugendwohnheims mehrere Jahre teilweise sozialräumlich unterwegs waren, hat Sora letztes Jahr mit dem neuen Fachkonzept richtig losgelegt. Die Berner Fachhochschule BFH führt die wissenschaftliche Evaluation des Verlaufs und der Resultate durch.

### Knacknuss Finanzierung

Ein Knackpunkt ist vorläufig die Finanzierung. «Sobald ein Notfall eintritt und die Kinder stationär untergebracht werden müssen, kommen wir viel einfacher und vor allem zu wesentlich mehr Geld als wenn wir individuell angepasste Lösungen im Sozialraum bieten», bringt es Co-Leiterin Margrit Lienhart auf den Punkt. Die Umstellung sei tatsächlich nicht einfach gewesen, bestätigt Thomas Schüpbach, Leiter Abteilung Kinder/Jugendliche und Erwachsene beim Alters- und Behindertenamt GEF. Teils gehe es allerdings auch um eine Umgewöhnung: «Neu müssen die Mitarbeitenden statt einer Gesamtleistung

diverse Teilleistungen abrechnen, und da gilt es zunächst einmal Erfahrungen zu sammeln.» Und: «Organisationen, die schon länger so abrechnen, entwickeln mit der Zeit die nötige Routine.»

### Ziel wäre ein Sozialraumbudget

Deshalb versuche man gegenwärtig, die Abrechnungsmodalitäten unter den vier beteiligten Institutionen zu koordinieren und auszuarbeiten, wie sich der Aufwand an Leistungen abbilden lasse. Immerhin: «Aus den 100 Prozent Leistungen der vorhandenen Gelder können die Institutionen 15 Prozent fallunspezifisch einsetzen.» Längst nicht genug, wenn das Ziel eigentlich ein Sozialraumbudget wäre, das fallunspezifisch eingesetzt werden könnte. Aber es muss vorläufig genügen: Im Jahr 2022 wird der ganze Kinder- und Jugendbereich dem kantonalen Jugendamt unterstellt, deshalb werden vorderhand weder neue Projekte bewilligt noch finanzielle Anpassungen vorgenommen.

Wie sich die Bedingungen unter der neuen Direktion entwickeln, kann Thomas Schüpbach nicht abschätzen. Klar ist allerdings für ihn, dass nur fachlich indizierte Leistungen mit dem Kanton abgerechnet werden können. Da in Zukunft nur noch eine Direktion für die Unterbringung von Kinder- und Jugendlichen zuständig sei, werde die Gesamtplanung einfacher. Das sei begrüssenswert: «Die punktuellen Projekte von der Basis her sind wichtig, aber noch wichtiger wäre eine flächendeckende kantonale Planung.»



junge Erwachsene, subventionierte Tarife für Familien und Kinder, und der Lastenausgleich für die Gemeinden bleibt gleich. Das Nonplusultra wäre für Alexander Kobel allerdings ein Sozialraumbudget, das nicht an Einzelfälle gebunden ist: «Damit könnten wir noch flexibler handeln.»

Ein solches Globalbudget würde wichtige weitere Schritte in der sozialraumorientierten Arbeit vereinfachen: Die «Füa» und die «Fua» – die fallübergreifende und die fallunspezifische Arbeit. Dazu gehört präventive Vernetzungsarbeit in der Gemeinde, beispielsweise das Sammeln von Kontaktadressen, die später dienlich sein können, oder Kooperationen mit bestehenden Einrichtungen. Das Ziel: Einen gut tragenden Sozialraum schaffen, der verhindert, dass Familien überhaupt fachliche Hilfe brauchen. Die Gemeinde Ittigen beispielsweise veranstaltet gegenwärtig mit Unterstützung von Sora Veranstaltungen für Eritreerinnen und Eritreer mit allerlei praktischen Alltags- und Erziehungstipps. «Die Idee ist nicht, neue Angebote mit Fachleuten aus dem Boden zu stampfen, sondern Eigenverantwortlichkeit und vorhandene Ressourcen zu fördern», bringt es Reto Züblin auf den Punkt. Die wichtigen Adressen sammelt pro Gemeinde eine verantwortliche Person von Sora auf einer Ressourcenkarte, wo sie unter Stichworten wie «Betreuung», «Lehrstellenbörse» oder «Musik und Bewegung» für alle aus dem jeweiligen Sozialraumteam abrufbar sind.

#### **Mutter in ihrer Rolle stärken und Verantwortung übergeben**

Ist trotzdem eine vorübergehende Platzierung von Kindern und Jugendlichen angebracht, geschieht das nicht mehr fix stationär oder ambulant, sondern die Lösungen werden laufend an die Bedürfnisse angepasst. Das kann so aussehen wie bei jener alleinerziehenden Mutter dreier Buben, die aufgrund einer früheren Traumatisierung im Alltag Unterstützung benötigt. Eines Tages öffnete sie der betreuenden Mitarbeiterin die Tür nicht: Sie hatte nach einem Sturz ins Spital gebracht werden müssen. Kurzerhand sammelte die Sozialpädagogin die Buben in Kita und Tagesschule zusammen und brachte sie nach Hause. Nach Rücksprache mit der Teamleiterin und der Mutter holte sie einen Teamkollegen dazu und kochte den Kindern bei ihnen zuhause ein Abendessen.

«Früher», sagt Margrit Lienhart, «hätte der Sozialdienst sofort eine Notfallplatzierung verfügen müssen.» Nach dem neuen Ansatz wollten die Verantwortlichen die Kinder jedoch nicht zu schnell aus ihrer Umgebung herausreissen. Als sich herausstellte, dass der Spitalaufenthalt länger dauern würde, kamen die Kinder für zwei Wochen in einer der Wohnungen unter, wurden aber per Taxi in Kita und Tagesschule gefahren, damit sie den Alltag in ihrer gewohnten Umgebung leben konnten. «Das gefiel ihnen fast zu gut», schmunzelt Lienhart.

Als die Mutter wieder aus dem Spital zurückkehrte, bestärkten die Fachpersonen von Sora sie jedoch darin, die Kinder rasch wieder nach Hause zu nehmen. Inzwischen ist die Mutter erneut hospitalisiert und die drei Buben leben vorübergehend wieder in einer Wohnung von Sora, betreut von Fachpersonen. «Derzeit suchen wir aber nach Ressourcen in der Umgebung der Familienwohnung», sagt Margrit Lienhart. «Ziel ist der Aufbau eines tragfähigen Netzes, das die Kinder in weiteren Not-

## Vom Jugendwohnheim zum Sozialraumprojekt

Was heute «Sora» heisst, entstand in den letzten Jahren aus dem Waisenhaus der Burgergemeinde Bern, das seit 1990 als «Bürgerliches Jugendwohnheim Schosshalde» (BJW) bekannt war. Seit 2012 arbeiten die Teams zunehmend sozialraumorientiert, letztes Jahr führten sie das neue Konzept definitiv ein. Im September wurden die letzten stationären Wohngruppen am alten Standort aufgelöst, und Ende Jahr erhielt das ehemalige BJW seinen neuen Namen «Sora – flexible Beratung und Begleitung». Kinder und Jugendliche werden seither wenn nötig in zwei Mietwohnungen in Bern Ost und Ittigen aufgenommen, so rasch wie möglich wieder in ihre Familien zurückplatziert und dort mit den vorhandenen Ressourcen unterstützt. Junge Erwachsene erhalten individuelle Beratung und Begleitung in unterschiedlichsten Wohn- und Lebenssituationen.

Informationen: [www.sora-bern.ch](http://www.sora-bern.ch)

fallsituationen zu Hause betreuen könnte – selbstverständlich mit Blick auf Wahrung des Kindeswohls.»

Mit der Zeit kann so die Mutter Sicherheit aufbauen. «Hätte man die Kinder hingegen einfach für zwei, drei Jahre in ein Heim platziert, bekäme sie immer mehr das Gefühl, sie habe es nicht geschafft», weiss Lienhart aus Erfahrung. Das ist der grosse Vorteil der sozialraumorientierten Arbeit: Die Mutter gibt ihre Verantwortung nicht einfach ab, sondern wird laufend mit einbezogen und in ihrer Mutterrolle unterstützt und gestärkt. So kann sie mit der Zeit immer längere Zeit ohne Unterstützung für ihre Kinder sorgen.

---

**«Hätte man die Kinder für zwei Jahre platziert, bekäme die Mutter das Gefühl, es nicht zu schaffen.»**

---

#### **Jugendliche können oft mehr als sie wollen**

Auch die vier früheren Jugendwohngruppen, sagt Margrit Lienhart rückblickend, seien nicht immer langfristig sinnvoll gewesen: «Jugendliche, die zuhause heftige Auseinandersetzungen haben, müssen nicht dringend für längere Zeit in einer Wohngruppe untergebracht werden. Hier gilt es ganz sauber abzuklären, ob sie stattdessen mit gezieltem ambulanten Coaching selbstständig wohnen könnten.» Eine stationäre Platzierung in einer Lehrlingswohngruppe sei für manche cooler als das Familienleben und habe sie fast zu bequem werden lassen, selber Schritte zu unternehmen. «Ausserdem kostet eine stationäre Unterbringung viel Geld», betont Lienhart. «Lässt sich diese vermeiden, kommt das auch der Gesellschaft zugute.»

Eine Platzierung in einer Krise gebe den Familien darüber hinaus das Signal, «ihr seid unfähig», ergänzt Reto Züblin. Auch die Haltung, «mit diesen Eltern kann man sowieso nicht zusammenarbeiten», sei unproduktiv. «Stattdessen versuchen wir herauszufinden, was es braucht, damit Eltern ihre Verantwortung besser wahrnehmen können.» Das sei zwar eine tägliche Herausforderung. «Aber sehr nachhaltig.» ●

**Bedarfsgerechte Lebensgestaltung im eigenen Zuhause dank dem «Chupferhammer»**

## Bewohnerinnen und Bewohner sind Teil ihres Sozialraums

**Der Verein Chupferhammer besteht aus zwölf Wohngemeinschaften mit Arbeitsmöglichkeiten und einer Werkstatt, verteilt auf verschiedene Kantone: Angestrebt ist kein «Institutionendorf», sondern die optimale Integration der Bewohner und Bewohnerinnen in ihrem Sozialraum.**

Von Susanne Valentin

In einem typischen Toggenburgerhaus an einer ruhigen Quartierstrasse in der 5000-Seelen-Gemeinde Ebnet-Kappel: Hier liegt die Wohngemeinschaft Steinenbach. Ein- und Mehrfamilienhäuser säumen die Strasse, umgeben von Gärten. Wie bei den Nachbarn stehen lediglich Vornamen und Nachnamen neben der Türklingel der Wohngemeinschaft. Zwar ein paar mehr als an anderen Türen, aber kein Schriftzug lässt erkennen, dass die WG zum Verein Chupferhammer gehört.

Das ist keine Nachlässigkeit, sondern Teil der Haltung, die der Verein vertritt. «Wir verzichten ganz bewusst auf Beschriftungen unserer Wohneinheiten, die unsere Bewohnerinnen und Bewohner als Randgruppe bezeichnen würden», sagt Daniel Bruttin, Geschäftsleiter des Chupferhammers. «Sie sind Teil ihres Sozialraums und sollen in erster Linie auch so wahrgenommen werden.» Im wohnlich eingerichteten Esszimmer dampft bereits eine Lasagne auf dem Tisch. Die Sitzbänke bieten Platz für alle: Zwei Frauen und vier Männer mit kognitiven und leichten körperlichen Beeinträchtigungen wohnen hier, begleitet werden sie jeweils von zwei bis drei Betreuungspersonen, auch nachts ist jemand im Haus. Die Wohngemeinschaft Steinenbach ist eine der ältesten der zwölf Wohngemeinschaften des

Chupferhammers, sie besteht bereits seit 30 Jahren. Eine grosse Institution gab es beim Chupferhammer nie, der Verein startete mit dem Wunsch, familiären Lebensraum für Menschen mit besonderen Bedürfnissen zu schaffen. Die Kosten müssen gut eingeteilt werden, um dieses Ziel zu erreichen. «Der offene Rahmen birgt Schwierigkeiten, eine WG ist nicht von Anfang an rentabel. Das braucht immer wieder Geduld und Vertrauen», sagt Ursula Ehrler, Bereichsleiterin Wohnen des Chupferhammers. Nach und nach sind weitere Wohngemeinschaften entstanden, verteilt auf die Kantone St. Gallen, Appenzell Ausserrhoden, Thurgau und Zürich.

### **Aussenkontakte statt geschlossenes System**

Dadurch, dass die Wohngemeinschaften dezentral liegen, machen sie im Dorf nur einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung aus. Ein Fakt, der laut Mariann Huwiler, Co-Leiterin der Wohngemeinschaft Steinenbach, viel schneller zu Aussenkontakten

führt. «Eine Institution hat manchmal die Tendenz, ein geschlossenes System zu bilden. Das ist bei einer Wohngemeinschaft schwierig», erklärt sie. «Wenn jemand von uns aus der Türe tritt, bewegt er sich bereits in einem durchmischten Bereich.»

Die Orientierung am Sozialraum liegt demnach nahe. Kein Koch, der sich um das Essen kümmert, keine Haushaltshilfe, kein vorgegebener

Tagesablauf. «Zudem funktionieren wir ganz stark nach dem Subsidiaritätsprinzip», ergänzt Ursula Ehrler. Das heisst, Aufgaben und Problemstellungen werden weitgehend von den Wohngemeinschaften selbst angegangen. Die Begleitung der Betreuenden soll so bestmöglich den Bedürfnissen der Bewohner und der Bewohnerinnen in ihrem jeweiligen Umfeld angepasst werden können. «Dass wir viel vor Ort in unseren vier Wänden entscheiden können, macht den Alltag erleichterter»,

**«Bewohnerinnen und Bewohner sind Teil ihres Sozialraums und sollen so wahrgenommen werden.»**

sagt Mariann Huwiler, «es birgt aber auch eine grosse Verantwortung, und die muss man als betreuende Person tragen wollen.» Der Wille, Probleme anzugehen und Lösungen zu suchen ist eine Eigenschaft, die im Chupferhammer vorausgesetzt wird. Ebenso gilt die Sozialraumorientierung als Teil des Auftrags. «Das Team des Chupferhammers hat ganz klar die Aufgabe, sich mit der Umgebung zu vernetzen und Bekanntschaften im Dorf zu fördern», erklärt Geschäftsleiter Bruttin.

### Gelebte Sozialraumorientierung

Nach dem Mittagessen sitzen Bewohnerin Karin Pizzorusso und ihre Mitbewohner Peter Oberholzer und Mario Ammann in der Wohngemeinschaft Steinenbach vor Kaffee und frisch gebackenen Guezli um den grossen Holztisch. Nicht immer bleibt in einem Haushalt dieser Grösse die Zeit, gemächlich zusammensitzen. «Wir versorgen die Tiere, besorgen die Wäsche, putzen, machen ein, kochen, kaufen ein, sägen Holz für die Heizung, arbeiten im Garten», zählt WG-Co-Leiterin Mariann Huwiler auf. «Dabei macht jede und jeder, was er oder sie beitragen kann.» Alle Mitbewohner haben ein festes Ämtli, alles andere wird nach den Mahlzeiten besprochen und unter den Anwesenden aufgeteilt. Im hausinternen Atelier werden sogenannte Ausgleichsarbeiten verrichtet: In der WG Steinenbach stellen die Bewohner und Bewohnerinnen Couverts und Zündwürfel her oder arbeiten am Webstuhl. Das sind Arbeiten, die auch Karin Pizzorusso

---

**Für Bewohnerin Karin Pizzorusso ist die externe Arbeit eine Möglichkeit für neue Bekanntschaften.**

---

ausführt. Sie wohnt schon eine Weile in der Wohngemeinschaft Steinenbach, wie lange, weiss sie nicht genau. Ihr gefällt, dass ihre Woche abwechslungsreich ist. «Ein paar Tage arbeite ich hier im Haus, einmal fahre ich mit dem Zug zum Wasser-Shiatsu, und an ein bis zwei Tagen arbeite ich in der Werkstatt Rosengarten und esse auch dort», erzählt sie. Die Werkstatt in Ebnet-Kappel hält verschiedene Arbeitsangebote bereit: Eine Holz-, eine Polymechnik- und eine Gartengruppe. «Wesentlich ist für uns, dass wir Arbeitsplätze für jegliche Zielgruppen bieten können», erklärt Geschäftsleiter Bruttin, «nicht dass jemand aufgrund mangelnder Produktivität ausgeschlossen werden muss.» Auch hier steht die Erweiterung des Sozialraums der Bewohner und Bewohnerinnen im Vordergrund. «So können wir allen auch Entwicklungsmöglichkeiten bieten», ergänzt Wohnbereichsleiterin Ursula Ehrler. «Wenn die Ausgangslage passend gewählt werden kann, können viele später auch Produktionsaufträge der umliegenden Firmen ausführen und kommen so wieder in Kontakt mit Arbeitenden von dort.»

Bewohnerin Karin Pizzorusso nickt, für sie ist die Arbeit ausserhalb der WG-internen Angebote eine Möglichkeit, neue Bekanntschaften zu schliessen. «Ich freue mich auf die anderen dort», sagt sie und schmunzelt. Auch ihr Mitbewohner Peter Oberholzer möchte nicht nur in der Wohngemeinschaft sitzen, er ist gern unterwegs. «Ich fahre jede Woche mit dem Zug zu meiner Arbeitsstelle», erzählt er. Er arbeitet in einer nahen Ge-

>>



Fest zum 30-Jahr-Jubiläum des Vereins Chupferhammer: Das Interesse war so gross, dass die WG-Leute nicht einmal mehr alle Besucherinnen und Besucher persönlich kannten.

Fotos: Verein Chupferhammer



meinde bei einem Schafbauern. Die Familie dort ist auch die Gastfamilie des 46-Jährigen. «Wir suchen Gastfamilien für unsere Bewohnenden, wenn sie nicht mehr viel Familienanschluss haben», sagt Doris Hartmann, eine Betreuerin der WG Steinenbach. «Die Kontaktmöglichkeiten rund um Familiensysteme sind auch für unsere Bewohner und Bewohnerinnen wichtige Standbeine.» Ausserdem trifft sich Oberholzer regelmässig mit einem Nachbarn zum Kaffee. «Das sind Kontakte, die völlig ohne unser Zutun entstehen», sagt WG-Co-Leiterin Mariann Huwiler.

Peter Oberholzer ist nicht der Einzige, der Kontakte ausserhalb der WG pflegt: Beim Jubiläumsfest zum 30-jährigen Bestehen der Wohngemeinschaft im letzten Jahr mussten die Einladungen plötzlich begrenzt werden, weil die Anzahl der mit der WG verbundenen Personen im Laufe der Jahre derart gewachsen ist. «Wir kannten gar nicht mehr alle Festbesucher», erinnert sich Mitarbeiterin Doris Hartmann und lacht. «Das hören wir immer wieder», bestätigt Geschäftsleiter Bruttin. «Das bestätigt uns, dass das inklusive Wohnen im Sozialraum auch tatsäch-

Einbindung in einer Gemeinde. «In den kleinen Läden ist viel Austausch möglich», ist sie überzeugt, «da können auch einmal Aussenmeinungen eingeholt werden.» Bewohner Peter Oberholzer beispielsweise kauft am liebsten in der Chäsi ein.

Die Standortwahl der Wohngemeinschaften geschieht nicht nach einem fixen Plan, aber auch nicht völlig ziellos. «Oft wird ganz gezielt nach einer Wohnmöglichkeit in einem geeigneten Umfeld für eine bestimmte Person oder Personengruppen gesucht», erklärt Geschäftsleiter Bruttin, «danach wird die Wohngemeinschaft passend ergänzt.»

Auch schon vorgekommen sei es, dass Betreuende einen Ort vorschlugen, den sie reizvoll für ein Wohnprojekt fanden. «Es ist essenziell, dass sich auch Betreuende für ihre Umgebung interessieren und sich mit ihr auseinandersetzen», ergänzt Wohnbereichsleiterin Ehrler. «Nur so können sie eine integrierende Lebensbegleitung für die Bewohnerinnen und Bewohner der Wohngemeinschaften bieten.»

Wichtig ist daher eine aufgeschlossene Haltung der Betreuenden gegenüber der umliegenden Angebote, denn diese sollen

auch genutzt werden können. «Da muss man auch einmal einen Schritt zurücktreten und den Vorlieben der Bewohner und Bewohnerinnen Raum geben», erzählt Mitarbeiterin Doris Hartmann. Sie selbst hat sich auch schon zur Verfügung gestellt, eine Gruppe an die Fasnacht zu begleiten. «Das war bis dahin überhaupt nicht mein Lieblingsereignis», sagt sie lachend. Der Anlass war dann so lustig, dass sie seither immer wieder hinget. «Man merkt so, dass man auch selber hin und wieder über seinen Schatten springen muss, sonst verwehrt man sich aus Gewohnheit gute Erlebnisse.»

Auch bei Konzerten in der Kirche oder einem Mitsing-Anlass, den die Kirchgemeinde organisiert, ist die Wohn-

gemeinschaft gern dabei. «Wichtig ist, dass man die Informationen für Bewohnerinnen und Bewohner bereithält und zugänglich macht», sagt WG-Co-Leiterin Mariann Huwiler. «Nur so haben sie die Möglichkeit, teilzunehmen.» Der bald 50-jährige Bewohner Mario Ammann nimmt gern an solchen Anlässen teil. Er kennt sich bestens in seiner Wohngemeinde aus: Seit 30 Jahren lebt er an der Steinenbachstrasse und erkundet seine Umgebung am liebsten zu Fuss. Die Freude an der Bewegung hat ihn auch zum Ebnat-Kappeler Turnverein gebracht. «Ich gehe jede Woche ins Training», sagt er und nippt an seinem Kaffee. Seit Jahren wird er von Vereinskollegen ab-

**Wichtig ist, dass alle Betreuenden offen sind für umliegende Angebote: Nur so werden sie genutzt.**



Wohngemeinschaft Steinenbach: Manchmal treffen sich die Bewohnerinnen und Bewohner spontan mit den Nachbarn zum Kaffee.

lich passiert.» Auch Wohnbereichsleiterin Ehrler ist überzeugt: «Wird die Einladung eines Bewohners angenommen, zeigt das auch, dass ein persönlicher Bezug da ist.»

#### Standortwahl bietet Möglichkeiten

«Die dörfliche Atmosphäre hier in Ebnat-Kappel spielt für die sozialen Kontakte der Bewohner und Bewohnerinnen eine grosse Rolle», sagt WG-Leiterin Mariann Huwiler, die selbst mit ihren Söhnen in einer Wohnung über der Wohngemeinschaft lebt. Der Detailhandel, der in Ebnat-Kappel noch nicht von Grosslieferanten verdrängt worden ist, macht viel aus für die

geholt und wieder nach Hause gebracht. Das sei allerdings nur möglich, weil er wirklich als Mitglied anerkannt sei, sagt Mitarbeiterin Doris Hartmann: «Er wird sogar dazu geholt, obwohl seine jetzige Mobilität eigentlich nicht mehr ausreicht.»

### Nähe birgt aber auch Schwierigkeiten

Die Integration ins Gemeindeleben, wie sie mit der Teilnahme von Mario Ammann im Turnverein gelingt, ist offenbar längst nicht selbstverständlich. Die drei WG-Bewohner können sich zwar an keine Konflikte in ihrer Wohngemeinde erinnern, WG-Leiterin Mariann Huwiler dafür umso lebhafter. «Das sind ganz intensive Zeiten», sagt sie, «Zeiten, in denen die eigene Nähe zum Dorf nicht immer einfach ist.» Sie erzählt davon, wie jemand eine Zeitlang Autos verkratzt habe, oder von einem anderen Bewohner, der spätabends oft davongeschlichen sei. «Wenn du dich dann auch in deiner Freizeit in derselben Umgebung bewegst, hörst du solche Dinge überall», erklärt sie nachdenklich.

Inklusives Wohnen im Sozialraum sei noch nicht in den Köpfen verankert, findet auch Wohnbereichsleiterin Ursula Ehrler: «Nach wie vor müssen Betreuende viel zwischen den verschiedenen Sozialraumnutzern vermitteln.» Vor allem während der Aufbauphase einer Wohngemeinschaft werde allen Beteiligten viel abverlangt. Die Zusammensetzung der Wohngemeinschaft, die Umgebung, die Offenheit der Bewohnerinnen und

Bewohner und der ganzen Nachbarschaft: Alles Faktoren, die ganz verschiedene Konflikte heraufbeschwören können. «In der Regel braucht es zwei bis fünf Jahre, bis eine Wohngemeinschaft richtig in ihrer Umgebung eingebettet ist», sagt Geschäftsleiter Bruttin. Ein Prozess, der viel Eigeninitiative der Betreuenden voraussetzt. «Man muss auf die Umgebung zugehen können», sagt auch WG-Leiterin Huwiler. Bei jeder Auseinandersetzung legt das Team Wert darauf, die betreffenden Bewohner in die Lösungsfindung mit einzubeziehen. «Wir unterstützen die Bewohnerinnen und Bewohner beispielsweise dabei, sich zu entschuldigen, wenn sie eine Grenze überschrit-

>>



**«Ich sehe immer Entwicklungspotential. Es braucht bis zu fünf Jahre, bis eine Wohngemeinschaft richtig in ihrer Umgebung eingebettet ist.»**

Daniel Bruttin,  
Geschäftsleiter des Vereins  
«Chupferhammer»

Anzeige



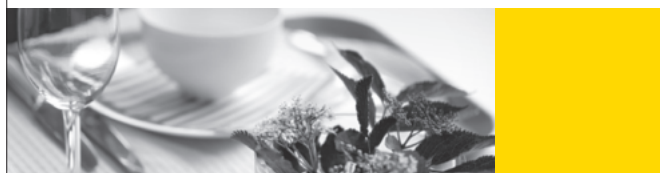
## Bereichsleiter/-innen Hotellerie-Hauswirtschaft EFA

### Berufsbegleitender Vorbereitungslehrgang auf die Berufsprüfung mit eidgenössischem Fachausweis.

Für Personen im hauswirtschaftlichen Bereich eines Grossbetriebs (Heim, Spital, Hotel, Tagungscenter usw.), die Leitungsaufgaben übernehmen oder im Begriff dazu sind.

**Infoanlässe:** Dienstag, 9. April und 1. Oktober 2019,  
jeweils ab 18.00 Uhr in Zürich

**Anmeldung und Information:** 058 105 94 50 oder bl\_hh@strickhof.ch



Strickhof, Weiterbildung Facility Management, Technoparkstrasse 1, 8005 Zürich  
[www.strickhof.ch/weiterbildung/facility-management](http://www.strickhof.ch/weiterbildung/facility-management)



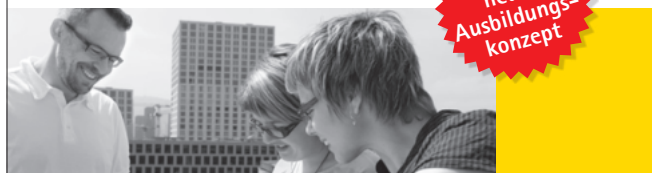
## Dipl. Leiter/-innen in Facility Management

### Berufsbegleitender Vorbereitungslehrgang auf die Höhere Fachprüfung mit eidgenössischem Diplom.

Für Personen mit einer Berufsprüfung in einer Sparte des Facility Managements (FM), die ihre berufliche Qualifikation über weitere Fachgebiete erweitern, Prozesse gesamthaft überblicken und eine zentrale Führungsaufgabe einnehmen wollen.

**Infoanlässe:** Donnerstag, 14. März, 6. Juni und 5. September 2019,  
jeweils ab 18.00 Uhr in Zürich

**Anmeldung und Information:** 058 105 94 50 oder leiter\_fm@strickhof.ch



**Ab 2020  
neues  
Ausbildungs-  
konzept**

Strickhof, Weiterbildung Facility Management, Technoparkstrasse 1, 8005 Zürich  
[www.strickhof.ch/weiterbildung/facility-management](http://www.strickhof.ch/weiterbildung/facility-management)



## Höhere Fachschule für Aktivierung am Puls der Praxis

### HF Diplom 3-jährige Vollzeitausbildung

Dipl. Aktivierungsfachfrau HF  
Dipl. Aktivierungsfachmann HF

> Mehr zum Aufnahmeverfahren unter [medi.ch](http://medi.ch)



### Weiterbildungsangebote

für Aktivierungsfachpersonen HF  
(Ermässigung für SVAT-Mitglieder)

### Zertifikate FAB/FAA

Fachperson in aktivierender Betreuung

Fachverantwortliche/r in Alltagsgestaltung und Aktivierung  
(nächste Ausschreibung im 2020)

> Mehr zu den Weiterbildungsangeboten unter [medi.ch](http://medi.ch)



medi | Zentrum für medizinische Bildung | Aktivierung HF  
Max-Daetwyler-Platz 2 | 3014 Bern | Tel. 031 537 31 10  
[at@medi.ch](mailto:at@medi.ch) | [medi.ch](http://medi.ch)

Zürcher Hochschule  
für Angewandte Wissenschaften



## Selbstmanagement fördern bei chronischen Erkrankungen

Gesundheits- und Selbstmanagementkompetenzen sind Schlüsselfaktoren in der Bewältigung der Anforderungen, die eine chronische Krankheit an die Betroffenen und an ihre Angehörigen stellt. Vertiefen Sie Ihre Kenntnisse und üben Sie sich im Entwickeln von evidenzbasierten edukativen Interventionen.

### Weiterbildungsmodul

Start: 8. Mai 2019

Dauer: 8 Kurstage

Mehr unter [zhaw.ch/gesundheit](http://zhaw.ch/gesundheit)

CURAVIVA.CH

## MIT WENIGEN KLICKS ZUM INDIVIDUELLEN ARBEITSZEUGNIS!

branchenspezifisch  
aussagekräftig und präzise  
rechtlich korrekt  
exklusiv für Mitglieder



ARBEITS  
ZEUGNIS  
SWISS+



CURAVIVA.CH



INSOS CURAVIVA Edition  
in Zusammenarbeit mit



[www.curaviva.ch/arbeitszeugnis](http://www.curaviva.ch/arbeitszeugnis)

# Schütze die Welt, in die unsere Kinder geboren werden.



Gemeinsam für ein gesundes Klima.



ten haben», sagt die Betreuende Doris Hartmann. «Das ist ein wichtiges Lernfeld.»

Werden Grenzen überschritten, gelangen oft auch Vorwürfe an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Chupferhammers. «Die Freiheiten, die wir möglich machen, werden nicht von allen geschätzt», erklärt Mariann Huwiler, «das muss man aushalten und sich abgrenzen können». Die Umgebung ist nicht immer offen für eine Gruppe Menschen, die sich nicht ganz nach gesellschaftlichen Standards verhält. Das merken die WG-Mitglieder, wenn sie sich wie gewohnt mit öffentlichen Verkehrsmitteln bewegen. «Im Zug, wo man auf engem Raum zusammen ist, kann der Kontakt für Umstehende zu nah sein», so Huwiler. Dort sind Verständnis und Toleranz von allen Seiten gefragt.

#### **Auseinandersetzungen gehören zum normalen Alltag**

«Uns ist wichtig, dass die Bewohner und Bewohnerinnen die Rückmeldungen auf ihr Verhalten auch von aussen bekommen», fügt Daniel Bruttin an. Der Geschäftsleiter sieht darin für die Entwicklungs- und Integrationsmöglichkeiten der Mitglieder einer Wohngemeinschaft grosse Chancen: «Diesen Auseinandersetzungen muss sich jeder Mensch einer Gesellschaft stellen, das ist Teil des Normalitätsprinzips.» Lärm als Anlass von Auseinandersetzungen in der Nachbarschaft sei beispielsweise ein bekanntes Phänomen. Mitarbeitende des Chupferhammers stossen aber auch immer wieder auf Ängste in der

Bevölkerung. «Laute Wutausbrüche lösen verständlicherweise grosse Unsicherheiten aus», erklärt Bruttin. «Hier hilft nur intensive Beziehungs- und Vermittlungsarbeit, um diese abzubauen.»

In der Ebnat-Kappeler Wohngemeinschaft ist dies längst geschehen. «Beziehungen im Sozialraum müssen allerdings konstant gepflegt werden, wie überall», sagt WG-Leiterin Huwiler, «die Arbeit hört nie auf.» Auch Geschäftsleiter Bruttin sieht für den Verein Chupferhammer weiterhin Entwicklungspotenzial. «Wir betrachten uns nicht als diejenigen, die alles richtig machen», sagt er, «diese Offenheit ist wichtig.» Deshalb setzt er sich dafür ein, mit anderen Organisationen im Austausch zu bleiben. «Wir sind bestrebt, weiterzudenken und bestmögliche Lösungen zu finden, sodass die gemeinsame Raumnutzung für alle Beteiligten befriedigend ist.»

In der Wohngemeinschaft Steinenbach gibt es nach der langen Zeit ihres Bestehens nicht mehr viele Konflikte im näheren

## **Von der Grossfamilie zum interkantonalen Sozialraum**

Der Verein Chupferhammer wurde 1981 durch die Heilpädagogische Grossfamilie Steinengässli in Ebnat-Kappel gegründet. Nach deren Schliessung 2005 entstanden nach und nach 12 Wohngemeinschaften in den Kantonen St. Gallen, Thurgau, Zürich und Appenzell Ausserrhoden. Die Wohngemeinschaft Steinenbach war mit ihrer Entstehung 1987 die erste in dieser Form. 98 Bewohner und Bewohnerinnen nutzen das Angebot und werden von 150 Mitarbeitenden betreut. Der Chupferhammer nimmt erwachsene Männer und Frauen mit einer körperlichen, geistigen und/oder psychischen Beeinträchtigung auf, die eine IV-Rente beziehen.

#### **WG-Arbeitsangebote und Werkstatt Rosengarten**

Neben vielfältigen WG-internen Arbeitsangeboten gründete der Verein 1993 die Werkstatt Rosengarten. Sie bietet Menschen, welche aufgrund psychischer, körperlicher, geistiger oder auch sozialer Beeinträchtigungen auf dem freien Arbeitsmarkt keine Stelle finden, Arbeitsangebote in verschiedenen Tätigkeitsfeldern. Für die Finanzierung des Vereins Chupferhammer gelten die rechtlichen Grundlagen der Standortkantone, insbesondere die Interkantonale Vereinbarung sozialer Einrichtungen (IVSE), sowie das Bundesgesetz über die Institutionen zur Förderung der Eingliederung von invaliden Personen (IFEG). Mit den Standortkantonen werden Leistungsverträge abgeschlossen, die die Angebote und die Finanzierung regeln.



Bewohner Peter Oberholzer kauft gerne im Dorfladen ein: Er geniesst den sozialen Kontakt.

Umfeld, die Umgebung hat sich an die buntgemischte Wohngemeinschaft gewöhnt, das gegenseitige Verständnis wuchs im Laufe der Jahre. Soeben wird im Toggenburgerhaus an der Steinenbachstrasse schwungvoll die Türe aufgestossen. Mit lautem Hallo kehrt der sechste Bewohner der Wohngemeinschaft von der Arbeit in St. Gallen zurück. Die Wohngemeinschaft ist wieder vollzählig. Bis sie sich am nächsten Tag wieder verteilt und sich alle Bewohnerinnen und Bewohner durch ihren eigenen, für sie erschlossenen Sozialraum bewegen. ●

Ein Autismus-Projekt der IV braucht weitere Träger – gibts jetzt Geld von den Kantonen?

# Frühinterventionen und Fördermassnahmen

Seit fünf Jahren läuft in der Schweiz in fünf Autismus-Zentren ein Pilotprojekt, das durch Frühintervention die Entwicklungschancen von Kindern mit einer Autismus-Störung verbessern soll. Der Versuch ist erfolgversprechend, aber gefährdet: Die Kantone wollen nicht zahlen.

Von Urs Tremp

Als der Bundesrat im vergangenen Oktober seinen Bericht «Autismus-Spektrum-Störungen» vorstellte, stellte er die Integration von Menschen mit Autismus ins Zentrum seiner Forderungen. Man wolle diese Menschen so fördern, «dass sie am gesellschaftlichen Leben möglichst umfassend teilnehmen können». Dazu gehöre, dass sie «eine Schule absolvieren und einen Beruf erlernen können».

Menschen mit einer Autismus-Spektrum-Störung (ASS) nehmen ihre Umwelt anders wahr, als die meisten Menschen. Sie können sich nur mit Mühe in andere einfühlen und adäquat mit ihnen kommunizieren. Auch können sie die Stimmung ihres Gegenübers aus dessen Gesichtsausdruck schlecht erkennen. Sie vermeiden Kontakte und befassen sich gerne mit einem Spezialgebiet. Solche Menschen haben deshalb grosse Probleme, ihre Umwelt als sinnvolles Ganzes zu verstehen, soziale Kontakte zu knüpfen und Lernerfolge zu erzielen.

Eine frühzeitige Diagnose und ebenso frühzeitig einsetzende Interventionen und Fördermassnahmen versprechen nun, dass betroffene Menschen je nach Schweregrad ein mehr oder minder selbstständiges Leben in einem herkömmlichen sozialen Umfeld führen können. Mit Erfolg wird seit 2014 in fünf Autis-

muszentren (Zürich, Muttenz, Aesch, Sorengo und Genf) ein Pilotversuch mit Frühinterventionen und entsprechenden Massnahmen durchgeführt. Der Versuch zeige, dass die Behandlung «deutliche Verbesserungen der Situation der Kinder, der Lebensqualität der Eltern sowie eine Verringerung der pädagogischen Aufwände und der volkswirtschaftlichen Folgekosten erzielen lassen», heisst es in einem Begleitbericht der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften (ZHAW).

## Kernsymptomatik beeinflussen

Im Gegensatz zu herkömmlichen heilpädagogisch ausgerichteten Frühfördermassnahmen besteht der Schwerpunkt der medizinisch-psychologisch basierten Frühinterventionen darin, «gezielte störungsspezifische und evidenzbasierte Therapiemassnahmen einzusetzen, um die Kernsymptomatik autistischer Störungen zu beeinflussen» (Klaus Schmeck von der Schweizerischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie SGKJPP). Will heissen: Nicht ausreichend entwickelte Fähigkeiten, vor allem im Bereich der sozialen Kompetenz und nonverbaler Kommunikation, werden auf- und störende Verhaltensweisen abgebaut. Dadurch können die Familien entlastet und kann die Integration autistischer Kinder in Regelkindergärten und -schulen ermöglicht werden, sodass sich langfristig die Möglich-

keiten zur gesellschaftlichen Teilhabe verbessern.

Gleichzeitig mit der Veröffentlichung des bundesrätlichen Berichts ging auch Cécile Bachmann, Präsidentin der Vereinigung Autismus Schweiz, an die Öffentlichkeit. Eines der ersten Kinder, das in der Schweiz von einer solchen Frühintervention profitierte, war ihr Sohn David. «Dank diesem Programm hat mein Sohn eine enorme Entwicklung durchgemacht», sagte sie. David trat als Fünfjähriger ins Programm ein und habe

**Eine Autismus-Frühintervention ist aufwendig, personalintensiv und teuer.**



Kleiner ASS-Patient: Frühe Diagnose und frühe Intervention erhöhen die Chance auf ein selbstständiges Leben.

damals überhaupt nicht sprechen können. Heute, als 19-Jähriger, benötige er zwar noch Betreuung, könne aber ein Gespräch führen.

Die Frühintervention – sie setzt aussichtsreich bei Kindern im Alter von etwa zwei Jahren ein – ist freilich aufwendig, personalintensiv und entsprechend teuer. Ein zweijähriges Programm mit wöchentlich 20 Therapiestunden kostet 200 000 Franken.

#### **Kantone sollen Pilotversuch mittragen**

Bislang wurde der Pilotversuch hauptsächlich von der Invalidenversicherung (IV) getragen. Nun will der Bundesrat den Pilotversuch um vier Jahre verlängern. Dafür aber will er, dass auch die Kantone mitzahlen. Laut den Regeln des Finanzausgleichs (NFA) sei die IV nämlich nur für den medizinischen Teil der Intensivtherapie zuständig, die Kantone aber für den pädagogisch-therapeutischen Teil.

Bis anhin haben die Kantone nicht mitgemacht. Zwar sind etwa in Basel oder Graubünden entsprechende parlamentarische

Vorstösse hängig. Aber vorerst warten die Kantone ab, ob man zu einer gemeinsamen Haltung findet. In diesen Tagen steht der Autismus-Bericht des Bundesrats auf der Traktandenliste

der Erziehungs-, Sozial- und Gesundheitsdirektoren. Bundesrat Berset hatte diese schon im vergangenen Jahr aufgefordert, sich finanziell zu beteiligen – ohne Erfolg. Dann hat er nachgedoppelt. Mit einer einfachen Rechnung: Die Frühintervention und -therapie koste den Staat einmalig 200 000 Franken. Ohne diese Massnahme drohe aber vielen Kindern mit autistischen Störungen eine Heimkarriere

oder lebenslanger Unterstützungsbedarf. Dies aber koste die öffentliche Hand dann Millionen von Franken. Berset machte klar, dass die IV nicht fähig und willens sei, alle Kosten selbst zu tragen.

Fachleute gehen pro Jahrgang von rund 100 Kindern schweizweit aus, die von einer Frühintervention mit angemessenen Fördermassnahmen profitieren könnten. Das würde rund 20 bis 30 Millionen Franken im Jahr kosten. ●

---

**Bundesrat Berset fordert die Kantone dringend auf, beim Pilotprojekt mitzumachen.**

---

>>



## Hans Aspergers dunkle Vergangenheit

Die Versuchung, jegliche moralischen Skrupel hinter sich zu lassen, muss gerade für Mediziner sehr stark gewesen sein. Noch heute erschreckt, wie viele Ärzte den Rassenwahn und die Ideologie des «unwerten Lebens» des Nationalsozialismus nutzten, um an lebenden Menschen grausame Experimente durchzuführen. Sanktionen hatten sie keine oder kaum zu befürchten. Zu traurigster Berühmtheit brachte es Josef Mengele. Er bestimmte auf der Rampe des Konzentrationslagers Auschwitz nicht nur, wer in die Gaskammern kam. Er las sich auch das «Menschenmaterial» aus, an dem er seine Zwillingsforschung, seine Knochenmarktransplantations- und die Fleckfieber- und Malariaexperimente durchführte. Diese Menschen sind meist qualvoll gestorben. Mengele konnte nach dem Krieg untertauchen. Für seine Verbrechen hat er nie gebüßt.

Andere Mediziner brauchten nicht einmal unterzutauchen. Sie schwiegen nach der Naziherrschaft über ihre Tätigkeiten oder verwedelten sie. Ihnen kam entgegen, dass die deutsche Nachkriegsgesellschaft von den zwölf Hitlerjahren nichts mehr wissen wollte. Darum dauert es bis heute, dass immer wieder Dinge ans Licht kommen, die man unter dem Deckel behielt – oder nach denen einfach niemand fragte.

### Gängige Verteidigung

Der österreichische Kinderarzt Hans Asperger (geboren 1906) konnte die Rolle, die er im Euthanasieprogramm – die gezielte Tötung geisteskranker oder -schwacher Kinder – inne hatte, bis zu seinem Tod 1980 erfolgreich herunterspielen. Ihn habe nur die Wissenschaft interessiert – im Interesse der kranken Kinder: Das war die gängige Verteidigung, wenn er nach seinem Tun während der Nazizeit gefragt wurde. Krönung seiner Autismus-Forschungen war die Benennung einer bestimmten Autismus-Form mit seinem Namen: Asperger-Syndrom. Die US-Historikerin Edith Sheffer, selbst Mutter eines autistischen Sohnes, hat die Geschichte Aspergers aufgearbeitet

und weist nun nach, dass Asperger zwar nie selbst Kinder getötet, aber Diagnosen gestellt hat, die das sichere Todesurteil waren. Asperger dürfte kaum derart naiv gewesen sein, dass er nicht wusste, was an der Wiener Kinderklinik vor sich ging. Jüdische Ärzte wurden entlassen, in Chefpositionen kamen Mediziner mit lupenreiner nationalsozialistischer Gesinnung. Ebensovienig dürfte ihm entgangen sein, was es bedeutete, wenn Kinder von der Klinik in die Anstalt «Am Spiegelgrund» im Westen von Wien verlegt wurden. Kinder, die dorthin überwiesen wurden, galten in der Ideologie der Nazis als für die Gesellschaft nutzlos, als «unwertes Leben». Mit todbringenden Medikamenten wurden sie im schmucken Jugendstilpavillon am Stadtrand umgebracht. Den Eltern beschied man, sie seien an einer Lungenentzündung gestorben.

Die Hirne der Kinder wurden zu Forschungszwecken aufbewahrt. Sheffer weist in ihrem Buch konkrete Schicksale nach, die Asperger mit seiner Unterschrift fatal bestimmt hat. Nach dem Krieg wurde Asperger Chefarzt der Universitätskinderklinik. Seine Vergangenheit während der Nazizeit hatte keinen Einfluss auf seine Karriere und sein Renommee. Postum immerhin lässt man Aspergers

«Ich wusste von nichts» nicht mehr gelten. In der neuesten Auflage des amerikanischen Diagnosemanuals DSM-5 kommt das Asperger-Syndrom nicht mehr vor.

Im Garten der Anstalt «Am Spiegelgrund» erinnern heute 772 Stelen an die 772 dort zwischen 1940 und 1945 ermordeten Kinder. Nachts erinnern die Lichtlein nur knapp über dem Boden an die Seelen von kleinen Menschen, deren Schicksal es war, anders zu sein in einer Zeit und unter einer Herrschaft, die das Anderssein mit dem Tod bestrafte. (utr.)

Edith Sheffer, «Aspergers Kinder – Die Geburt des Autismus im «Dritten Reich»», Campus Verlag, 356 Seiten, 38.80 Fr.

Heute erinnern  
772 Stelen an die  
772 dort zwischen  
1940 und 1945  
ermordeten Kinder.



Kinderarzt Asperger: Kaum so naiv, wie er sich gab.



Lichtstelnen im Garten der Anstalt «Am Spiegelgrund»: Ein Licht für jedes ermordete Kind.

Weiterbildung für Fachpersonen, die Menschen mit Behinderung begleiten

# Herausfordernden Situationen als Profi begegnen

Das Weiterbildungsangebot von Curaviva Schweiz richtet sich seit Anfang Jahr ganz speziell auch an das Fachpersonal von Institutionen für Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung. Mittels Inhouse-Weiterbildungen und Coachings lernen Profis den fordernden Alltag zu bewältigen.

Von Elisabeth Seifert

Wenn mehrere Menschen eine Wohnung teilen und den Alltag miteinander verbringen, geht das meistens nicht ganz reibungslos vonstatten. Eine Erfahrung, mit der viele von uns immer wieder konfrontiert sind, als Partner oder Partnerin, als Mitglied einer Familie. Und ganz besonders jene, die über einen gewissen Zeitraum in einer Wohngemeinschaft zusammenleben. Unterschiedliche Persönlichkeiten und Anschauungen treffen aufeinander, Auseinandersetzungen sind programmiert.

Wenn schon das Zusammenleben unterschiedlich gearteter Menschen ohne Behinderung eine Herausforderung bedeutet, muss dies erst recht für Männer und Frauen mit einer kognitiven oder psychischen Beeinträchtigung gelten: Sie verfügen nicht immer über die nötigen Kompetenzen, solche Schwierigkeiten zu meistern, und wählen manchmal Bewältigungsstrategien, die ihnen oder auch dem Umfeld keine «Entlastung» bringen. Belastende Situationen sind die Folge, für sie selbst, die Mitbewohner sowie die Betreuenden einer Institution.

## Das Wissen auch unter Stress umsetzen lernen

«Die Lebenswelt innerhalb einer Institution, einer gleichsam nie endenden Wohngemeinschaft, stellt für alle Beteiligten eine nicht leicht zu meisternde Aufgabe dar», weiss Rahel Huber. Sie ist seit Jahresbeginn bei Curaviva Weiterbildung als Bildungsbeauftragte tätig und baut dort ein Weiterbildungs- und Bera-

tungsangebot für einzelne Fachpersonen oder ganze Gruppen von (Kader-)Mitarbeitenden aus Institutionen auf, um diese insbesondere auch für die Begleitung von Menschen mit herausfordernden Verhaltensweisen zu sensibilisieren. Rahel Huber weiss, worum es geht. Die Sozialpädagogin kennt den Alltag in Einrichtungen gerade auch für Menschen mit schweren Behinderungen aus ihrer eigenen langjährigen Erfahrung, sei dies als Mitarbeitende oder als Leitungsperson. Ab 2009 hatte sie die Leitung des Fachbereichs Begleiten und Betreuen bei der Stiftung für Schwerbehinderte Luzern inne.

Neben den spezifischen Lebensbedingungen in Wohngemeinschaften von bis zu zehn Personen («wir muten Menschen mit Behinderung sehr viel zu») seien es die begrenzten zeitlichen Ressourcen, welche das angemessene pädagogische Handeln der Fachpersonen oft erschweren. Wenn im ohnedies fordernden Alltag eine Bewohnerin oder ein Bewohner dann plötzlich schreit, um sich schlägt, sich mit Kot beschmiert oder davonläuft, bedeute dies ganz einfach Stress und setze alle Beteiligten einem hohen Druck aus. Rahel Huber: «Mit dem neuen Weiterbildungs- und Beratungsangebot wollen wir Fachperso-

>>



«Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung sind keine Normgruppe, jeder und jede ist ein Individuum.»

Rahel Huber, Bildungsbeauftragte Sozialpädagogik bei Curaviva Weiterbildung

nen dabei unterstützen, auch sehr herausfordernde Situationen professionell und nachhaltig angehen zu können.» Rein theoretisch wisse man als Profi in der Regel ja, was man in solchen Situationen tun muss. Das Wissen unter Stress aber auch tatsächlich umzusetzen, gelinge nur, wenn alle mit demselben Verständnis und derselben Haltung handeln. Auf diese Weise werde das Verhalten der Fachpersonen für die Bewohnerinnen und Bewohner interpretier- und berechenbarer.

### Keine bewusste Provokation

Umso wichtiger sei deshalb, so die Fachfrau, sich immer wieder die Gründe für das herausfordernde Verhalten von Menschen mit einer Behinderung bewusst zu machen, auch wenn es manchmal nicht viel mehr als Mutmassungen sind. «Grundsätzlich haben solche Verhaltensweisen nichts mit Provokation zu tun», stellt Rahel Huber klar. Wenn sich jemand zum Beispiel seinen Kopf an der Wand blutig schlägt, kann das bei Personen, die nur über ein eingeschränktes Sprachvermögen verfügen, die einzige Möglichkeit darstellen, zum Ausdruck zu bringen, dass sie sich unwohl fühlen und etwas brauchen. Selbstschädigendes Verhalten sei auch oft ein Indiz dafür, dass die betreffenden Personen in diesem Moment nicht die adäquate Resonanz in ihrem Umfeld erfahren. Solchen «Autoaggressionen» sei in der Regel schwieriger zu begegnen als «Fremdaggressionen», mit denen jemand in Ermangelung einer differenzierten Ausdrucksweise versuchen mag, Konflikte mit Mitbewohnenden zu bewältigen. Herausfordernd für Fachpersonen kann sein, dass erwachsene Menschen mit einer kognitiven Behinderung aufgrund ihres Entwicklungsstandes manchmal Verhaltensweisen an den Tag legen, welche nicht ihrem chronologischen Alter entsprechen. Dazu kann gehören, dass sich jemand mit Kot beschmiert oder Essbares nicht von Nicht-Essbarem unterscheiden kann und dann eben nicht nur Salat isst, sondern auch in Pflanzen beisst. Das Verhalten sei dabei längst nicht immer kohärent, gibt Rahel Huber zu bedenken. So kann sein, dass jemand mit Messer und Gabel isst und sich auf anderem Gebiet dennoch wie ein Kleinkind verhält. Betreuende in den Institutionen können unter

«Ziel der Betreuung muss die individuell höchstmögliche Lebensqualität sein.»

anderem damit konfrontiert sein, dass Bewohnerinnen und Bewohner irgendwohin gehen, zum Beispiel in die Zimmer von Mitbewohnenden oder hinaus aus der Wohnung in einen Dorfladen oder noch weiter weg. Womöglich müssen sie dabei eine Strasse überqueren, wodurch sie sich und andere gefährden mögen.

Für ein solches Verhalten können zahlreiche Gründe verantwortlich sein: «Jemand verspürt vielleicht einfach den Drang, zu laufen und zu laufen, andere haben keine Orientierung, und wiederum andere haben an einem bestimmten Ort etwas entdeckt, das sie gerne haben oder genauer anschauen möchten.»

### Die individuellen Bedürfnisse wahrnehmen

Eine grosse Herausforderung im Umgang mit herausforderndem Verhalten besteht gemäss Rahel Huber darin, die in der Persönlichkeit und der individuellen Geschichte liegenden Gründe für solche Verhaltensweisen zu erkennen. «Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung sind nicht eine Normgruppe. Jeder und jede ist ein Individuum mit ganz spezifischen Bedürfnissen und Lebenserfahrungen und -perspektiven.» Wenn es gelinge, diese zu verstehen, lasse sich das herausfordernde Verhalten durch eine entsprechende Anpassung der Lebenswelt möglicherweise reduzieren. Vor allem aber trage eine höhere Sensibilität für die

Persönlichkeit der Bewohnerinnen und Bewohner dazu bei, ihr Verhalten besser zu verstehen und zu akzeptieren. «Jeder Mensch hat schliesslich seine Eigenheiten, ob mit oder ohne Behinderung.»

Um die individuellen Bedürfnissen von Menschen mit Behinderung in Erfahrung zu bringen, empfiehlt Rahel Huber im Rahmen der Weiterbildungen, die sie innerhalb der Institutionen oder auch bei Curaviva Weiterbildung in Luzern durchführt, die Arbeit mit der Lebensqualitätskonzeption von Curaviva Schweiz. «Die Konzeption hilft dabei, herauszufinden, was für jeden Menschen wichtig und bedeutsam ist, und darauf aufbauend die individuell passenden Lebensbedingungen zu reflektieren.» Neben einer Klärung des Begriffs «Lebensqualität» stehe die Frage im Zentrum, wie für Menschen mit

Anzeige

*Ihr Leben.  
Unser Arbeitsmodell.*



**careanesth** 

*gesundheitswesentlich*

**Pflegefachfrau/-mann HF/FH**

Temporär. Fest. Springer. Pool: Wir finden für Sie jenes Arbeitsmodell, das zu Ihrem Lebensplan passt. Neben beruflichen Herausforderungen bieten wir Ihnen attraktive Sozialleistungen, Vergünstigungen und gezielte Weiterbildungen.

Wann sind Sie zur Stelle?

[www.careanesth.com](http://www.careanesth.com)  
T +41 44 879 79 79





Eine friedliche Atmosphäre in der Wohngemeinschaft ist keine Selbstverständlichkeit. Gefordert sind Toleranz und gut geschultes Fachpersonal.

Foto: Adobe

Unterstützungsbedarf oder einem herausfordernden Verhalten, die individuelle Lebensqualität optimiert werden kann. «Ziel der Betreuung muss die individuell höchstmögliche Lebensqualität sein.» Ein konkretes Beispiel: Wenn man zum Beispiel weiss, dass jemand immer deshalb aus der Einrichtung wegläuft, weil er oder sie auf einer Weide am Stadtrand

## Inhouse-Weiterbildungen und Fachberatung

Das Weiterbildungsangebot von Curaviva Schweiz umfasst seit Anfang Jahr Inhouse-Weiterbildungen sowie Fachberatungen und Fallsupervisionen für das Fachpersonal von Einrichtungen für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen. Mögliche Themen für die Weiterbildungen sind herausfordernde Verhaltensweisen, Autismus, Sexualität oder Unterstützte Kommunikation. In den halb- oder ganztägigen Inhouse-Weiterbildungen empfiehlt Kursleiterin Rahel Huber die Arbeit mit der Lebensqualitätskonzeption von Curaviva Schweiz. Die Einrichtungen erhalten auch Ideen und Konzepte, welche eine Umsetzung der Uno-Behindertenrechtskonvention unterstützen und vorantreiben. Die maximale Anzahl der Teilnehmenden liegt bei 20 Personen. Die Fachberatungen und Fallsupervisionen können von Einzelpersonen, Teams oder einer ganzen Institution in Anspruch genommen werden.

Weitere Infos:

[www.weiterbildung.curaviva.ch/fachberatung](http://www.weiterbildung.curaviva.ch/fachberatung)

die Kühe besuchen will, können entsprechende Massnahmen getroffen werden. Rahel Huber: «Man kann sich zum Beispiel mit der betreffenden Person über Kühe und ihre Freude daran unterhalten. Im Tages- oder Wochenplan können auch fixe Zeiten festgelegt werden, um die Kühe zu besuchen und vieles mehr.» Ein anderes Beispiel: Was ist zu tun, wenn eine längst erwachsene Person, die erstmals von den Eltern weg in eine Institution zieht, einen Gute-Nacht-Kuss fordert? Rahel Huber: «Man kann zum Beispiel sagen, dass sich der Teddybär sehr über einen Kuss freut.»

### Ein staatlicher Auftrag

Die Bedürfnisse der betreuten Personen ernst zu nehmen und ihnen insbesondere

mittels Partizipation zu einer grösstmöglichen Lebensqualität, zu verhelfen, ist seit der Ratifizierung der Uno-Behindertenrechtskonvention durch die Schweiz im Jahr 2014 auch ein staatlicher Auftrag. Rahel Huber: «Die Behörden und die Öffentlichkeit fordern von den Einrichtungen und den Fachpersonen, dass sie den Bewohnerinnen und Bewohnern ein möglichst selbstbestimmtes Leben ermöglichen, was auch die Teilhabe am sozialen Leben einschliesst.» Gerade freiheitsbeschränkende Massnahmen werden vor diesem Hintergrund kritisch betrachtet. Auch das neue Kindes- und Erwachsenenschutzrecht verpflichtet die Einrichtungen seit 2013 dazu, sämtliche Massnahmen, die Menschen mit Behinderung in ihrer individuellen Bewegungsfreiheit einschränken, zu dokumentieren und die dafür zuständigen gesetzlichen Vertreter zu informieren.

In ihren Weiterbildungen unterstützt Rahel Huber die Einrichtungen darin, Ideen und Konzepte zu entwickeln, um ihnen die Umsetzung der Uno-Behindertenrechtskonvention gerade auch für Menschen zu ermöglichen, die ein herausforderndes Verhalten zeigen. Huber: «Wir machen dabei auch deutlich, wie mit der Uno-BRK eine Steigerung der Lebensqualität erreicht werden kann.»

Auch mit allem Verständnis für sogenannt «schwieriges» Verhalten bei Klientinnen und Klienten sowie den Bemühungen um angepasste Lebenswelten: Der Alltag in den Institutionen bleibt eine Herausforderung. Neben den halb- und ganztägigen Weiterbildungen runden deshalb Fachberatungen und Fallsupervisionen das Angebotsportfolio von Rahel Huber ab. «Es soll Einzelpersonen, Teams oder auch einer ganzen Institution möglich sein, in einem geschützten Rahmen über ganz bestimmte herausfordernde Situationen nachzudenken und das eigene Verhalten zu reflektieren.» ●

Bei der Finanzierung von Mitteln und Gegenständen ist noch keine Lösung in Sicht

## Kommission des Ständerats schiebt die Verantwortung dem Bundesrat zu

Mitte Januar hat die zuständige Kommission des Ständerats die Beratung von zwei Motionen zur Frage der Kostenübernahme von Mitteln und Gegenständen in der Pflege erneut verschoben. Eine breite Allianz von Verbänden, darunter auch Curaviva Schweiz, ist sehr enttäuscht.

Von Elisabeth Seifert

Wer soll die Kosten von Verbandsmaterial, Rollatoren, Inhalationsgeräten und Co. berappen, die von Pflegefachpersonen angewendet werden? Seit zwei Urteilen des Bundesverwaltungsgerichts im Herbst 2017 stehen dafür nicht mehr die Krankenversicherer in der Pflicht, sondern die für die Restfinanzierung in der Pflege zuständigen Kantone und Gemeinden. Die Versicherer müssen die Finanzierung dieser Produkte, die alle auf der «Liste der Mittel und Gegenstände» (Migel) figurieren, seither «nur» dann übernehmen, wenn sie von Patientinnen und Patienten selbst angewendet werden.

Das Bundesverwaltungsgericht beruft sich auf die seit 2011 gültige Regelung zur Pflegefinanzierung, gemäss der für sämtliche in der ambulanten und stationären Pflege anfallenden Kosten nur die vom Bundesrat festgesetzten

Beiträge an die obligatorische Krankenpflegeversicherung (OKP) verrechnet werden können. Bei den damals festgesetzten OKP-Beiträgen wurden allerdings die Kosten für Mittel und Gegenstände nicht eingerechnet. Bis zu dem durch die Krankenversicherer angestrebten Gerichtsverfahren übernahmen die Versicherer diese Kosten mittels zusätzlicher Vergütung.

Diese separate Vergütung ist seit 2017 auf die Selbstanwender beschränkt. Die Kosten für die im Rahmen der Pflege verwen-

deten Mittel und Gegenstände bleiben an den Leistungserbringern hängen, den Heimen, der Spitex und selbstständigen Pflegefachpersonen. Auch wenn ein grösserer Teil der Restfinanzierer sich im Sinn einer Notlösung bereit erklärt hat, die Kosten zu übernehmen, ist längst nicht immer gewährleistet, dass die offenen Rechnungen tatsächlich beglichen werden. Dies auch deshalb, weil Kantone und Gemeinden, die in den letzten Jahren für einen grossen Teil der Kostensteigerungen in der Pflege aufkommen mussten, mit den Migel-Kosten zusätzlich zur Kasse gebeten werden.

Die Unterscheidung zwischen «Selbstanwendung» und «Fremdanwendung» hat zudem negative Folgen für den Pflegealltag, vor allem in der ambulanten Pflege, wo solche Mittel und Gegenstände abwechselnd durch Patienten, Angehörige und Pflegefachpersonen zur Anwendung kommen. Zu schaffen machen der Spitex sowie selbstständigen Profis kaum lösbare Abgrenzungsprobleme und hoher administrativer Aufwand.

**Die Kosten für die im Rahmen der Pflege angewendeten Produkte bleiben an den Heimen hängen.**

### Der Einfluss der Versicherungslobby

Der Nationalrat hat die Notwendigkeit erkannt, eine Lösung zu finden, und zwar rasch. Die nationalrätliche Sozial- und Gesundheitskommission hat zu diesem Zweck im letzten Sommer eine Motion ausgearbeitet, die den Bundesrat damit beauftragt, die rechtlichen Voraussetzungen zu schaffen, damit die

Leistungserbringer die in der Liste der Mittel- und Gegenstände aufgeführten Produkte sowohl für die Selbstanwendung der versicherten Person als auch für die Anwendung durch eine Pflegefachperson der OKP in Rechnung stellen können. Mit der Anpassung des geltenden Rechts soll die frühere Praxis wieder möglich werden, dass also die Krankenversicherer das Pflegematerial in sämtlichen Anwendungsfällen zusätzlich zu ihrem Fixbeitrag an die Pflege vergüten. Nur gut zwei Monate nach-

dem die Kommission ihre Motion im Nationalrat eingereicht hatte, wurde diese Mitte September mit nur gerade einer Gegenstimme in der grossen Kammer angenommen. Bedeutend harziger verläuft der Prozess im Ständerat. Die vorberatende Sozial- und Gesundheitskommission hatte sich bereits anlässlich ihrer Sitzung von Anfang November über die Situation bei der Vergütung von Pflegematerialien informiert. In einer Mitteilung stellte sie fest, dass die Herausforderungen an die Finanzierung der Pflegekosten vielfältig seien und insbesondere die Abrechnung der Pflegematerialien vertieft zu diskutieren sei. Die Kommission stellte in Aussicht, den Handlungsbedarf an ihrer nächsten Sitzung zu diskutieren und die entsprechenden Beschlüsse zu fassen.

Die Motion der nationalrätlichen Kommission stand am 18. Januar auf der Traktandenliste der ständerätlichen Sozial- und Gesundheitskommission. Ebenfalls traktandiert war eine ergänzende Motion von Ständerat Pirmin Bischof (CVP, Solothurn). Weil die Kostensteigerungen in der Pflege seit Inkraftsetzung der neuen Pflegefinanzierung 2011 zu einer einseitigen Mehrbelastung der Restfinanzierer geführt hat, fordert

**«Die Kommission will dem Bundesrat die Chance geben, mit den Akteuren eine Lösung zu finden.»**

nen, Versicherern und Leistungserbringern eine Lösung zu finden. Sie setzte deshalb die Beratung der dazu hängigen Motionen bis zu ihrer April-Sitzung aus.» Soweit die knappe Notiz in der Medienmitteilung der Sozial- und Gesundheitskommission des Ständerats.

Wenn die Kommission die beiden Anliegen wie eine heisse Kartoffel dem Bundesrat weiterreicht, der beide Motionen zur

Ablehnung empfiehlt, deutet dies auf eine äusserst kontroverse Debatte in der ständerätlichen Kommission hin. Zumindest auf den ersten Blick ist das erstaunlich, vor allem vor dem Hintergrund der breiten Zustimmung im Nationalrat. Namentlich die Kantonsvertreter müssten ja ein elementares Interesse daran haben, die Krankenversicherer stärker in die Pflegefinanzierung einzubinden. Zu diesem

Zweck und im Sinn einer umfassenden Auslegeordnung beugte sich die Kommission des Ständerats nicht nur über die Finanzierung der Migel-Kosten, sondern mit der Motion ihres Ratskollegen Pirmin Bischof auch über die Erhöhung der OKP-Beiträge. Während der Vorstoss der nationalrätlichen Kommission im Vergleich zur Situation vor dem Herbst 2017 keine



Inhalationsgeräte: Sie gehören zu den mehreren hundert einzelnen Produkten, die auf der «Liste der Mittel und Gegenstände» (Migel) figurieren. Wenn diese im Rahmen der Pflege verwendet werden, zahlt die Versicherung nicht.

Foto: Adobe

der Ständevertreter eine Erhöhung der Beiträge der OKP an die Pflege. Und für den Fall, dass es zu keiner rechtlichen Anpassung kommt, um die separate Vergütung der Migel-Kosten für alle Anwendungsfälle zu ermöglichen, sollen die OKP-Beiträge zusätzlich erhöht werden.

«Wir haben zu beiden Motionen, die eng miteinander zusammenhängen, eine breite Diskussion geführt», sagt Kommissionspräsident Joachim Eder (FDP, Zug) nach der Sitzung gegenüber der Fachzeitschrift. Er versichert zudem: «Es geht in beiden Fällen um sehr wichtige Anliegen.» Und dennoch: Eine Abstimmung zu den Vorstössen hat die Kommission vertagt respektive schiebt die Verantwortung dem Bundesrat zu: «Zur Frage, wer das in der Pflege angewandte Material finanzieren soll, will die Kommission dem Bundesrat die Chance geben, mit den Kanto-

Mehrbelastung für die Versicherer bedeutet, sieht das mit einer generellen Erhöhung der Beiträge der obligatorischen Krankenpflegeversicherung an die Pflege natürlich anders aus. Das aber ruft die Versicherungslobby auf den Plan, die in der Kommission des Ständerats prominent vertreten ist.

Die ständerätliche Kommission hätte sich natürlich auch einfach nur zur Motion ihrer Schwesterkommission äussern respektive diese annehmen können, damit hätte sie sich aber die Möglichkeit verbaut, die Kosten für die Migel-Produkte in generell höhere OKP-Beiträge mit einzubauen.

#### **Allianz der Verbände kämpft weiter**

«Diese abwartende Haltung der ständerätlichen Kommission trotz einer offensichtlichen Dringlichkeit einer Vergütung der

>>





## Kinder sind anders. Deshalb sind wir es auch.

Kinder benötigen eine andere Betreuung, andere Therapien, Medikamente und Geräte als Erwachsene. Die Zusatzkosten dafür bleiben oft ungedeckt. Damit wir unseren jungen Patienten weiterhin eine bestmögliche Behandlung bieten können, braucht es Menschen wie Sie. **Danke, dass Sie das Kinderspital Zürich heute mit einer Spende unterstützen.** Spendenkonto 87-51900-2

UNIVERSITÄTS-  
**KINDERSPITAL  
ZÜRICH**

**Das Spital der  
Eleonorenstiftung**

Pflegematerialkosten ist für uns sehr enttäuschend», sagt gegenüber der Fachzeitschrift Daniel Höchli, Direktor von Curaviva Schweiz. Gemeinsam mit Vertretern von 14 weiteren Organisationen und Verbänden hatte er sich in einem ausführlichen Schreiben an die Mitglieder der Kommission für eine Zustimmung zu beiden Motionen starkgemacht. In dieser breiten Allianz ist der Gesundheits- und Sozialbereich vertreten, aber auch die Seite der Städte und Gemeinden sowie der Patientinnen und Patienten. In ihrer Stellungnahme im Vorfeld der Kommissionsdebatte monieren die Vertreter dieser Organisationen und Verbände etwa die künstliche und praxisferne Unterscheidung zwischen «Selbstanwendung» und «Fremdanwendung» der Pflegematerialien. In ersten Fall müssen die Krankenversicherer die Mittel und Gegenstände bezahlen, im zweiten Fall die Restfinanzierer. Abgrenzungsprobleme führen, so heisst es in der Stellungnahme, zu «vielen unbezahlten Rechnungen», was wiederum «Versorgungslücken» zur Folge hatte. So mussten etwa selbständige Wundpflegende ihre Tätigkeit einstellen. Deutliche Worte finden die Verbandsvertreter auch im Hinblick auf eine Erhöhung der OKP-Beiträge an die Pflege. «Die Gesundheitsdirektorenkonferenz, der Schweizerische Gemeindeverband, der Schweizerische Städteverband, die Verbände der Leistungserbringer sowie Patientenorganisationen verlangen unisono, die zunehmende Schiefelage in der Pflegefinanzierung durch eine Anpassung der OKP-Beiträge zu korrigieren und die Krankenversicherer wieder stärker in die Pflicht zu nehmen.» Dass eine Anpassung der OKP-Beiträge «politisch möglich und auch mehrheitsfähig sei», habe die überaus deutliche Annahme eines Postulats der nationalrätlichen Sozial- und Gesundheitskommission im September 2016 gezeigt. Der Bundesrat wird damit beauftragt, aufzuzeigen, wie die Kostensteigerung der Pflegeleistungen durch alle Kostenträger gleichermassen mitfinanziert werden könnte. Wie geht es jetzt vonseiten der Verbände weiter? «Wir werden uns im Sinn der Stellungnahme zu den beiden Motionen weiterhin bei den Akteuren einsetzen», unterstreicht Curaviva-Direktor Daniel Höchli, ohne damit entsprechenden Beschlüs-

### Die öffentliche Hand übernimmt in den meisten Kantonen die Restkosten nicht bei allen Heimen.

sen der Allianz vorgreifen zu wollen. Bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe der Fachzeitschrift starteten dazu die ersten Gespräche.

#### Auch die Restfinanzierer müssen ihren Beitrag leisten

Eine Korrektur respektive Erhöhung der OKP-Beiträge ist auch deshalb dringend nötig, weil damit der Druck auf die öffentliche Hand steigt, ihrer eigenen, gesetzlichen Verpflichtung als Restfinanzierer tatsächlich nachzukommen. Ein Urteil des Bundesgerichts vom 20. Juli 2018 legt ausführlich dar, dass Kantone oder Gemeinden vollständig für die Pflegerestkosten aufkommen müssen. Das heisst: Sie müssen die in der ambulanten und stationären Pflege ausgewiesenen Kosten übernehmen, die nicht durch die fixen Beiträge der Krankenversicherer sowie der Patienten respektive Bewohner

gedeckt sind. Vermutet die öffentliche Hand bei einem oder mehreren Heimen unwirtschaftliches Verhalten, kann sie nicht einfach die Ausfinanzierung verweigern, sondern muss ein Kontroll- und Schlichtungsverfahren einleiten.

Der Entscheid des Bundesgerichts allein genügt aber offenbar nicht. In vielen Kantonen ist die Umsetzung des Bundesgerichtsurteils – noch – kein verpflichtendes Thema. Es gibt sehr unterschiedliche Regelungen, wobei in den meisten Kantonen die öffentliche Hand nicht bei allen Heimen die ausgewiesenen Restkosten übernimmt, sondern nur bis zu einem bestimmten Betrag. «Im Kanton Zürich zum Beispiel weist die Hälfte der Heime höhere Kosten aus», sagt Christian Streit, Pflegerechts-Experte und Geschäftsführer von Senesuisse, dem Verband der wirtschaftlich unabhängigen Pflegeeinrichtungen. Das Gesetz einhalten würden einzig einige Zentralschweizer Kantone, welche die Finanzierung der Restkosten garantieren. Besonders grossen Handlungsbedarf sieht er in den Kantonen Aargau, Baselland, Bern und Solothurn. Vor allem in Solothurn tragen die Pflegeheime eine Mitschuld, weil sie über keine ausreichenden Kostenrechnungen verfügen. Heime mit klar ausgewiesenen Kosten können ihr Recht auf volle Kostenübernahme einklagen. Im Kanton Baselland läuft eine erste Klage – und in anderen Kantonen dürften solche in Vorbereitung sein. ●

Anzeige

## Modulare Weiterbildungen für die Arbeit mit und für alte Menschen

- Altersarbeit/Praktische Gerontologie
- Care Gastronomie
- Gerontopsychiatrie mit Schwerpunkt Demenz
- Case Management (NDK) im Gesundheitswesen

Starten Sie jetzt!  
www.careum-weiterbildung.ch

careum Weiterbildung

Der Zürcher Stadtrat Andreas Hauri über eine Stadt mit immer mehr alten Menschen

## «Selbst bestimmen, welche Hilfe man beanspruchen möchte»

Welchen Einfluss hat die Zunahme der Zahl von alten Menschen auf die Alterspolitik der Stadt Zürich? Andreas Hauri\* ist Vorsteher des Gesundheitsdepartements. Er sagt: «Wir dürfen das Alter nicht nur als problembehaftet sehen, sondern als Lebensabschnitt, der auch Freude macht.»

Interview: Urs Tremp

**Herr Hauri, wie wird in der Stadt Zürich in 25, 30 Jahren offensichtlich sein, dass dannzumal viel mehr alte Menschen in der Stadt leben als heute?**

**Andreas Hauri:** Man wird dies auf jeden Fall im Alltag merken. Die alten Menschen werden im Stadtbild präsent sein, weil sie auch viel aktiver sein werden als alte Menschen früherer Generationen. Wir spüren schon heute, dass Leute im Alter weiterhin in der Stadt und ihrem Quartier leben wollen. Die älteren und alten Leute wollen dort leben, wo etwas los ist, wo es ein kulturelles Angebot gibt, kurz: wo man noch mitten im pulsierenden Leben sein kann.

**Das heisst, dass nicht allein der demografische Wandel dafür verantwortlich ist, dass mehr ältere und alte Menschen in Zürich leben werden, sondern dass es auch mehr ältere und alte Zuzüger geben wird.**

---

\***Andreas Hauri**, 52, ist seit 2018 Zürcher Stadtrat und Vorsteher des Gesundheits- & Umweltsportdepartements. In dieser Funktion ist er Stiftungsratspräsident der Stiftung Alterswohnungen der Stadt Zürich. Hauri, eidg. dipl. Marketingleiter, gehört der Grünliberalen Partei glp an.

---

Es ist auch eine Frage von Angebot und Nachfrage. Wenn Zürich das Angebot für ältere Menschen ausbaut – etwa den Wohnraum –, dann zieht das jene Leute an, denen dieses Angebot entgegenkommt. Dem wiederum passt sich dann die Infrastruktur an. Dass allerdings keine einseitige Dynamik entsteht, dafür muss die Politik sorgen. Wir möchten, dass Zürich eine altersdurchmischte Stadt bleibt, dass es Alt und Jung wohl ist, hier zu leben, dass das Angebot vielfältig bleibt.

**Die Stadt formuliert allerdings eine Altersstrategie, die sich mit den Bedürfnissen älterer und alter Leute beschäftigt und sich zum Ziel setzt, diese abzudecken.**

Wir sind derzeit daran abzuklären, welches diese Bedürfnisse genau sind. Alte Menschen sind keine homogene Gruppe. Wir stellen heute fest, dass die Individualisierung in der Generation der Menschen über 65 stark zunimmt. Dieser Trend wird sich in den nächsten Jahren und Jahrzehnten verstärken. Früher gingen die Leute mit 70, 75 ins Altersheim und haben sich an die dort geltenden Regeln mit getakteten Tagesabläufen angepasst.

---

**«Die Menschen, die heute im mittleren Alter sind, wurden ganz anders sozialisiert.»**

---

**Das werden sich künftige Alte so nicht mehr gefallen lassen...**

Die Menschen, die heute jung oder im mittleren Alter sind, sind ganz anders sozialisiert worden. Selbstbestimmung und Selbstverantwortung sind heute wichtiger. Ohne Not geht niemand in ein Heim. Die Entwicklung wird dahin gehen: Leben mit einer altersgerechten und an die Bedürfnisse angepassten Infrastruktur, in der die unterschiedlichen Menschen so weit wie möglich selbstbestimmt und selbstständig leben können.





Stadtrat Andreas Hauri: «Die verschiedenen Bedürfnisse zu eruieren, ist eine der konkreten Folgen der Altersstrategie.»

**Besteht nicht die Gefahr, dass Ghettos entstehen und die von ihnen propagierte Durchmischung ein frommer Wunsch bleibt?**

Die Durchmischung, wie sie wünschbar wäre, gibt es tatsächlich noch nicht mit den bestehenden Alterszentren. Es ist mir aber ein wichtiges und persönliches Anliegen, die Durchmischung voranzubringen. Man darf keine Generation isolieren.

**Was kann denn die Stadt ganz konkret unternehmen, um das Strategieziel Durchmischung zu erreichen?**

Wie bereits gesagt: Wir schauen uns die Bedürfnisse der Menschen, die jetzt ins Alter kommen, ganz genau an und ziehen daraus Schlüsse, was wir in zwanzig Jahren anbieten müssen. Derzeit sind wir daran, eine Auslegeordnung zu machen, die schliesslich zu Angeboten führen wird. Wir müssen uns aber klar sein: Die Stadt kann nicht alles selbst anbieten. Auch Private müssen sich mit dem demografischen Wandel auseinandersetzen und Geschäftsmodelle entwickeln, die einer Gesellschaft mit immer mehr älteren und alten Leuten gerecht werden.

**Die Privatwirtschaft ist aber vor allem an lukrativen Geschäften interessiert. Besteht da nicht die Gefahr, dass man dem Staat überlässt, was wenig bis nichts einbringt?**

Es wird immer ältere und alte Menschen geben, die mehr Geld zur Verfügung haben als andere. Dass diese eine attraktive Klientel sind, das will ich gar nicht bestreiten. Wenn da ein Markt entsteht, mit dem die Stadt nichts zu tun hat, dann ist das nicht weiter tragisch. Auch dies gehört zur Durchmischung.

**Die geplante Altersstrategie betont ganz stark die Selbstbestimmung und Selbstständigkeit der alten Menschen.**

**Was leitet die Stadt an konkreten Massnahmen daraus ab?**

Das heisst konkret, dass wir wissen, dass praktisch alle Menschen im Alter dort bleiben wollen, wo sie schon immer gelebt haben. Anders ausgedrückt: Sie wollen zu Hause bleiben können bis zum Tod. Dieser Wunsch hat auch damit zu tun, dass die Menschen heute viel länger fit und gesund sind. Die wenigsten Menschen haben unmittelbar nach der Pensionierung das Gefühl, dass jetzt das selbstständige Leben vorbei ist. Im Gegenteil: Die Menschen starten

noch einmal durch. Natürlich werden die Menschen auch in Zukunft alt. Aber sie wollen selbst bestimmen, wie sie dem begegnen und welche Hilfe sie je nachdem beanspruchen möchten. Menschen, die einsam sind, wünschen sich Begegnungen und Unterhaltung. Andere wünschen sich Betreuung, wieder andere möchten gerne mit Gleichgesinnten zusammenleben. >>

---

**«Wir müssen Organisationsformen finden, die alten Menschen entgegenkommen.»**

---

All diese Bedürfnisse zu eruieren, das ist eine der konkreten Folgen der Altersstrategie.

**Es wird aber auch um einfache alltägliche Dinge gehen: Putzdienste, Mahlzeitendienst, Pediküre und so weiter. Wie will die Stadt diese Dienstleistungen fördern?**

Tatsächlich waren es früher die nicht mehr zu bewältigenden kleinen Dinge, die dazu führten, dass die Menschen ihre Wohnungen aufgaben und in ein Heim zügelten. Wenn wir heute der Selbstbestimmung und der Selbstständigkeit einen höheren Stellenwert beimessen, dann sind es genau diese Dinge, die angeboten werden müssen: Steuererklärung ausfüllen, Hilfe beim Einkaufen und so weiter. Da müssen Organisationsformen und auch Kooperationen mit Privaten gefunden werden, die alten Menschen entgegenkommen und ihnen Selbstständigkeit ermöglichen.

**Muss das immer professionell aufgezo- gen sein? Das sind doch typische Dienstleistungen, die freiwillig und in Nachbarschaftshilfe am einfachsten zu leisten sind.**

Wenn das funktioniert: Toll! Ich bin stolz, dass wir uns in Zürich in Sachen Freiwilligenarbeit auf einem sehr hohen Niveau bewegen. Freiwilligkeit kann man allerdings nicht verordnen. Man kann aber Bedingungen schaffen, die Freiwilligkeit befördern. In einem gut durchmischten Quartier ist die Chance sicher höher, dass informell Strukturen entstehen, die ein stabiles freiwilliges Dienstleistungsnetz zur Folge haben. Das zu stärken, ist mir ein Anliegen. Auch darum ist mir das durchmischte Wohnen derart ein Anliegen. Ich möchte allerdings auch erwähnen, dass bald digitalaffine Menschen ins Alter kommen. Die elektronische Vernetzung wird noch einmal die Selbstständigkeit befördern. Das ist schon heute absehbar.

**Sie haben es erwähnt: Die meisten Leute sind in den Jahren nach der Pensionierung noch einige Jahre ziemlich leistungsfähig. Soll man diese Menschen nicht auf irgendeine Art dazu verpflichten, diese Leistungsfähigkeit zum Wohl der Allgemeinheit einzusetzen?**

Da wird in den nächsten Jahren und Jahrzehnten sicher etwas passieren. Wenn nichts Gravierendes geschieht, dann werden die heute jugendlichen Menschen durchschnittlich um die 100 Jahre alt. Das muss ja Auswirkungen haben – etwa auf das Pensionierungsalter. Wer heute auf die Welt kommt, wird sicher länger arbeiten als bis 65. Nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern ganz einfach auch: Was wollen die Menschen mit den 35 Jahren anfangen, die dann noch bleiben? Wie kann man diese Jahre mit Sinn füllen? Darüber müssen wir uns Gedanken machen. Bei der Stadt Zürich ist das flexible Pensionsalter ein erster Schritt, auf diese Herausforderung zu reagieren. Wichtig scheint mir, dass man den Menschen in diesem sogenannten



Senioren in der Stadt Zürich: «Was wollen die Menschen mit den Jahren anfangen, die noch bleiben?»

dritten Lebensalter die Freiheit lässt, selbst zu entscheiden, was sie in den Jahren einer noch weitgehend intakten Leistungsfähigkeit tun möchten. Schon heute wird ja ein grosser Teil der unbezahlten Freiwilligenarbeit von diesen Menschen übernommen: Kinderbetreuung, Aufgabenhilfe, Seniorenbegleitung in den Schulen und so weiter.

**Wie weit kann und will die Stadt Zürich als grösste Kommune der Schweiz auch Laboratorium und Vorreiter in Sachen Alterspolitik für den Rest der Schweiz sein?**

Grosse Städte sehen sich aufgrund der Vielfalt der Lebensentwürfe mit anderen Herausforderungen konfrontiert als kleinere Gemeinden. Da soll und muss man auch ausprobieren können. Es ist mir aber ein grosses Anliegen, dass wir das nicht von oben herab machen, sondern immer die heute und zukünftig betroffenen Menschen mit einbeziehen. Wir müssen heute schon mit Menschen reden, die erst 50 sind, später aber von unserer Alterspolitik betroffen sein werden. Wichtig ist mir, dass wir mit der Altersstrategie ein Dach schaffen. Da können grundsätzliche Ziele und einzelne Massnahmen für andere Gemeinwesen Vorbild sein. Aber eine Alterspolitik zum Beispiel im Unterengadin kann sicher nur bedingt mit einer Alterspolitik der Stadt Zürich verglichen werden. Zürich ist heterogener als andere Regionen

Wichtig ist mir, dass wir mit der Altersstrategie ein Dach schaffen. Da können grundsätzliche Ziele und einzelne Massnahmen für andere Gemeinwesen Vorbild sein. Aber eine Alterspolitik zum Beispiel im Unterengadin kann sicher nur bedingt mit einer Alterspolitik der Stadt Zürich verglichen werden. Zürich ist heterogener als andere Regionen

**Wie verbindlich ist denn Ihre Altersstrategie?**

Eine Strategie soll schon eine längere Zeit abdecken und für diese Zeit verbindlich sein. Das heisst aber nicht, dass nicht immer wieder Monitorings durchgeführt werden: Was geht in

**«Wenn nichts Gravierendes passiert, werden die heutigen Jungen 100 Jahre alt.»**





Alterswohnungen Köschenrüti in Zürich: «Wir können Rahmenbedingungen schaffen, die Bedürfnisse abdecken.»

die richtige Richtung? Was kann man optimieren? Wo müssen wir korrigieren? Wir formulieren eine Altersstrategie, die auf einige Jahre die fixen Eckpunkte definiert. Daran orientiert, geht es dann an die konkreten Umsetzungen. Aber eine Strategie muss immer in Diskussion bleiben. Einfach zu sagen: «Wir sind gut aufgestellt», und dann den Dingen den Lauf zu lassen, das geht nicht. Weil die Wirklichkeit sich nicht immer an das hält, was auf einem Strategiepapier steht. Früher war es sicher einfacher, eine Strategie auf Jahrzehnte festzulegen. Heute ändern sich Bedürfnisse und Umstände wesentlich rascher. Zudem hat man früher viel stärker von oben etwas vorgegeben, und das war dann für alle verbindlich. Heute passieren Strategieprozesse im permanenten Austausch mit allen Beteiligten. Das macht die Sache spannend und interessant, aber auch komplex.

#### **Was kann die Stadt nicht bieten?**

Jeder ist grundsätzlich selbst verantwortlich. Wir können Rahmenbedingungen schaffen, die Bedürfnisse abdecken. Die Stadt hält sich raus, wie jemand leben will. Aber wenn jemand ein Bedürfnis hat, dann können wir Hand bieten, um nach einer Lösung zu suchen.

#### **Wie hat denn die Stadt Zürich das Ohr so nahe an den alten Menschen, dass man weiss, welche Bedürfnisse abgedeckt werden müssen?**

Bei den Alterszentren sind wir natürlich sehr nahe dran. Dann haben wir die regelmässigen Veranstaltungen im Rahmen von «Wohlbefinden im Alter», an denen altersrelevante Themen

diskutiert werden. Künftig wollen wir im Rahmen unserer Strategie vermehrt Grossgruppenveranstaltungen durchführen, an denen Betroffene ihre Anliegen vortragen können.

---

**«Die Stadt Zürich profitiert davon, dass der Dialog zwischen den Generationen gepflegt wird.»**

---

#### **Themen – zum Beispiel?**

Mobilität etwa. Was unternimmt Zürich, damit auch Menschen mit Einschränkungen ohne Angst Tram fahren können. Aber auch ganz spezifische Anliegen: Die Generation Platzspitz zum Beispiel kommt ins Alter. Viele dieser Menschen sind süchtig geblieben. Was brauchen sie im Alter?

#### **Wie weit muss die Altersstrategie der Stadt Zürich kompatibel und koordiniert sein mit den Altersstrategien des Kantons oder des Bundes?**

Wir sind in der Stadt Zürich relativ frei. Vorgaben gibt es zum Teil bei der Finanzierung: Wer bezahlt was? Daran müssen wir uns selbstverständlich halten. Aber sonst haben wir eher eine Vorreiterrolle. Wir haben schon darüber geredet: Die Stadt ist auch ein Laboratorium, und man schaut von aussen, was Zürich macht. Die sozialen Fragen stellen sich in einer grossen Stadt meist früher, akzentuierter und dringender als anderswo. Darum werden hier auch die Lösungen zuerst gesucht und in der Praxis ausprobiert. Und die Stadt Zürich profitiert davon, dass hier eine Bevölkerung lebt, die offen ist, die wenig Berührungsängste hat und in der der Dialog zwischen den Generationen gepflegt wird. Wenn wir in Zürich erreichen, dass das Alter nicht einfach als problembehaftet gesehen wird, sondern als Lebensabschnitt, der Freude macht, dann haben wir viel erreicht. ●



## Integrierte Versorgung: Neue Bildungsgänge in der Zentralschweiz

# In ganzheitlicher Pflege ausgebildet

159 Studierende starteten im November am Bildungszentrum Gesundheit Zentralschweiz die neuen Bildungsgänge zur diplomierten Pflegefachperson HF. Ende Januar nahmen weitere 82 Studierende ihre Ausbildung auf. Die Pflege über alle Arbeitsfelder hinweg steht im Zentrum.

Von Cécile Berlinger\*

In Zukunft braucht es nicht nur mehr Pflegepersonal, sondern auch integrierte Versorgungsmodelle über die Organisationsgrenzen hinweg. Damit verändern sich auch die Anforderungen an das Pflegefachpersonal. Das Bildungszentrum Gesundheit Zentralschweiz Xund hat deshalb gemeinsam mit den Zentralschweizer Alters- und Pflegezentren, Spitälern und Spitex-Organisationen neue Bildungsgänge entwickelt, bei denen die ganzheitliche Pflege von Bewohnerinnen und Bewohnern, Patienten und Klientinnen und Klienten über alle Arbeitsfelder hinweg im Zentrum steht.

In den Pflegeheimen zum Beispiel begegnen dem Pflegepersonal immer wieder Situationen und Geschichten, die über den engeren Bereich der Pflege hinausgehende Kompetenzen erfordern. Die Geschichte von Herrn Bossert soll exemplarisch für solche Situationen stehen:

«Eine integrierte Versorgung über die Versorgungskette hinweg wird unumgänglich.»

Herr Bossert ist 75 Jahre alt. Vor fünf Jahren hatte er einen Schlaganfall und konnte mit Unterstützung seines Partners zuhause leben. Vor zwei Jahren ist sein Lebenspartner verstorben. Da Herr Bossert seinen Alltag nicht mehr alleine bewältigen konnte, musste er in ein Pflegeheim eintreten. Das Leben im Pflegeheim ist für ihn aber sehr schwierig. Er benötigt in vielen alltäglichen Verrichten die Hilfe des Pflegepersonals. Trotz seiner Mobilitätseinschränkung ist ihm aber das tägliche Treffen mit dem geselligen Herrn Tobler und dem Professor im Ruhestand, Herrn Moser, in der Cafeteria wichtig. Aufgrund einer Gesichtsfeldeinschränkung rechts neigt Herr Bossert dazu, Hindernisse nicht zu erkennen. So ist es auch schon vorgekommen, dass er gestürzt ist. Eine nach dem Apoplex entstandene Schluckstörung erschwert ihm die Nahrungsaufnahme. Am Morgen beim Aufstehen ist Herr Bossert auf die Mobilisation durch die Pflegefachpersonen angewiesen.

So und ähnlich beginnen die einzelnen Module der neuen Bildungsgänge Pflege am Bildungszentrum Gesundheit Zentralschweiz Xund. Menschen und ihre Geschichten sowie Krankheitsbilder stehen im Zentrum. Die Studierenden werden befähigt, die Pflege ganzheitlich von der Anamnese bis hin zur Entlassung aus dem Spital oder dem Übertritt in eine andere Pflegeinstitution zu begleiten, zu planen und umzusetzen.

Veränderte Anforderungen

### Veränderte Anforderungen

Eine solche ganzheitliche und arbeitsfeldübergreifende Betrachtungsweise ist für die Gesundheitsbetriebe zentral. Die Schweizer Bevölkerung wird immer älter. Damit verbunden sind verschiedene Herausforderungen für die Gesundheitsversorgung: Die Aufenthaltsdauer in Spitälern wird immer kürzer und die Betreuung zu Hause immer wichtiger, die Anforderun-

\* **Cécile Berlinger**, Leiterin Kommunikation und Marketing Xund. Sie ist in ihrer Funktion verantwortlich für das Angebots- und Berufsmarketing von Bildungszentrum und OdA Xund.

gen an Alters- und Pflegezentren steigen, und die drei Bereiche greifen zunehmend ineinander. «Eine integrierte Versorgung über die gesamte Versorgungskette hinweg wird künftig unumgänglich», betont Tobias

**«Sich als gleichwertige Partner zu verstehen, ist aus Sicht der Praxis wichtig.»**

Lengen, Geschäftsführer des Ausbildungsverbands Xund. «Hinzu kommt, dass aufgrund der demografischen Entwicklungen künftig noch mehr Pflegefachkräfte – insbesondere auf der Tertiärstufe – benötigt werden.» Auch Karin Hirschle, Ausbildungsverantwortliche der Spitex Stadt Luzern, bestätigt die Wichtigkeit der integrierten Versorgung:

«Von künftigen Pflegefachpersonen wird erwartet, dass sie auch über ihr Arbeitsfeld hinaus Bescheid wissen.»

#### Hand in Hand mit der Praxis

Vor diesem Hintergrund hat das Bildungszentrum Gesundheit Zentralschweiz Xund gemeinsam mit den Zentralschweizer Alters- und Pflegezentren, Spitälern und Spitex-Organisationen in einem mehrjährigen Prozess neue und innovative Bildungsgänge entwickelt, welche die Absolventinnen und Absolventen auf diese Veränderungen gezielt vorbereiten. «Es war uns wichtig, von Beginn weg alle an der Ausbildung Beteiligten mit einzubeziehen», unterstreicht Jörg Meyer, Direktor des Bildungszentrums Xund. «Neben einer Zukunftswerkstatt fanden Roundtables mit Personen aus der Praxis, Studierenden und

>>

## Eckwerte der neuen Bildungsgänge Pflege HF am Bildungszentrum Gesundheit Zentralschweiz

### Start der nächsten Bildungsgänge Pflege HF

- 8. April 2019 (nur 2-jährige Ausbildung)
- 12. August 2019
- 4. November 2019
- Ende Januar 2020

Am 5. November 2018 starteten die neu entwickelten Bildungsgänge erstmals mit 159 Studierenden. Am 21. Januar 2019 nahmen weitere 82 Studierende ihre Ausbildung zur/zum diplomierten Pflegefachfrau oder Pflegefachmann HF am Bildungszentrum Gesundheit Zentralschweiz auf.

### Aufnahmebedingungen

Abgeschlossene Ausbildung als

- Fachfrau oder Fachmann Gesundheit EFZ
- Krankenpflegerin und Krankenpfleger FA SRK
- Pflegefachfrau oder Pflegefachmann DN I sowie Personen mit einem EFZ, einer abgeschlossenen Vollzeitschule Sekundarstufe II oder einer gymnasialen Matura

### Dauer der Ausbildung

- 2 Jahre für Fachfrauen/Fachmänner Gesundheit EFZ
- 3 Jahre für Personen mit einer anderen Vorbildung

### Besonderheiten der neuen Bildungsgänge

- Regelmässige Lerngruppentage mit Studierenden aus allen Ausbildungsjahren und Arbeitsfeldern
- Integrationsmodule zur Verknüpfung, Vernetzung und Vertiefung der gelernten Inhalte aus dem Praktikum und dem Schulblock
- Arbeitsfeldtage mit Dozierenden aus der Praxis
- Modularer Aufbau mit je einem Patientenbild pro Modul über alle Ausbildungsjahre hinweg



Zukunftswerkstatt: Die neuen Bildungsgänge wurden im Austausch mit der Praxis entwickelt.

Fotos: Xund



Schulstart: Die auf eine integrierte Versorgung ausgerichtete Ausbildung stösst auf Interesse.

Lehrpersonen statt.» Auch die konkrete inhaltliche Entwicklung der einzelnen Module und deren Lerninhalte fand im Wechselspiel aus Entwicklung an der Schule sowie Validierung und Ergänzung in der Praxis statt. «Mit diesem Vorgehen stellen wir eine bedarfsgerechte und praxisnahe Ausbildung sicher», erklärt Andreas Mayer, Bereichsleiter Pflege von Xund. Als Konsequenz aus der partnerschaftlichen Entwicklung werden Studierende der verschiedenen Arbeitsfelder unter anderem nicht mehr in einzelne Klassen aufgeteilt. Sie besuchen stattdessen arbeitsfeldgemischt die verschiedenen Module und bringen so unterschiedliche Sichtweisen ein. «Die Qualitäten der anderen kennenzulernen und sich als gleichwertige Partner zu verstehen, ist aus Sicht der Praxis besonders wichtig», bekräftigt auch Karin Hirschle.

**«Nicht wir geben Lösungen vor, sondern wir fordern Lösungen von den Studierenden ein.»**

### Selbstständigkeit und vernetztes Denken

Um die Studierenden bestmöglich auf ihre Arbeit in den unterschiedlichen Arbeitsfeldern vorzubereiten, finden zudem Arbeitsfeldtage mit Dozierenden aus der Praxis statt. Der Fokus an diesen Tagen richtet sich auf die Pflegesituationen im Kontext der verschiedenen Arbeitsfelder und ist somit für die Studierenden sowie die Gesundheitsbetriebe gleichermaßen wertvoll. «Die Berufsvertretenden im Arbeitsfeldunterricht und deren Alltagsnähe unterstützen das Vorbildlernen und fördern den gezielten Wissenstransfer in die jeweiligen Arbeitsfelder», ergänzt Irène Erni, Fachverantwortliche Personalentwicklung der Betagtenzentren und Altersheime Viva Luzern. «Sie ermöglichen den Studierenden die Ausgestaltung ihrer eigenen Berufsrolle, orientiert am Alltag einer diplomierten Pflegefachperson.»

Auf die Verknüpfung von Theorie und Praxis wird auch in den sogenannten Integrationsmodulen ein hohes Augenmerk gelegt. «Vor und nach jedem Schulblock werden die gelernten In-

halte aus dem Praktikum und der Schule miteinander verknüpft, vernetzt und vertieft», erklärt Mayer. In diesen Perspektivenwechseln, der ganzheitlichen Sicht, der differenzierten Auseinandersetzung mit den Pflegesituationen und der praxisnahen Anleitung sieht auch Irène Erni Vorteile: «Keine Frage, davon profitieren wir auch in den Langzeitinstitutionen.»

Die Studierenden werden während ihrer Ausbildung befähigt, selbstständig nach Lösungen zu suchen. An die Stelle von reiner Wissensvermittlung treten der Lernprozess und das kompetenzorientierte Lernen auf Augenhöhe. «Die Studierenden werden als Partner angesehen, die einen aktiven Beitrag an den Lernerfolg beisteuern», erklärt Christoph Negri, Leiter am Institut für Angewandte Psychologie der ZHAW und Projektberater bei Xund. «Die Lehrpersonen sehen sich in der Rolle als Lernbegleitende oder Prozessgestaltende.»

Dies ist für die Lehrpersonen eine grosse Herausforderung. «Didaktisches und methodisches Wissen und Können unserer Lehrpersonen rücken in den Mittelpunkt», erklärt Doris Brun, Projektleitung Entwicklung neue Bildungsgänge bei Xund. Marianne Künzi, Lehrperson bei Xund, ergänzt: «Als Lehrpersonen müssen wir loslassen und zutrauen. Nicht wir geben Lösungen vor, sondern wir fordern Lösungen von unseren Studierenden ein.» Dass die Lehrpersonen auf diese neue Rolle vorbereitet sind, davon ist auch Christoph Negri überzeugt, der den Change-Prozess von Anfang an begleitet hat.

### Beitrag an die Versorgungssicherheit

Mit der neuartigen Organisation der Bildungsgänge kann Xund einen Beitrag zur Versorgungssicherheit leisten. Durch die vier Starts pro Jahr – ein schweizweites Novum – können Spitzen von frisch Diplomierten vermieden und besser auf das ganze Jahr verteilt werden. «Damit schaffen wir es, die Zentralschweizer Alters- und Pflegezentren, Spitäler sowie Spitex-Organisationen regelmässig mit qualifizierten Pflegefachpersonen zu versorgen», erklärt Tobias Lengen. Die häufigen Starts ermöglichen den Betrieben, dass sie regelmässiger Ausbildungsplätze anbieten können. ●

Anzeige



[www.sterben.ch](http://www.sterben.ch)

**fragen und antworten  
aus anthroposophischer sicht**



**CURAVIVA** weiterbildung  
Praxisnah und persönlich.

Pflege Betreuung  
Kindererziehung  
Hauswirtschaft  
Gastronomie Führung  
Sozialpädagogik

Informationen und Anmeldung unter: [www.weiterbildung.curaviva.ch](http://www.weiterbildung.curaviva.ch)



## «Bundesratswahlen sind mehr als öffentliches mediales Theater»

Der 5. Dezember war in der Schweizer Politik zweifelsohne ein denkwürdiger Tag. Ob mit der Wahl von Viola Amherd und Karin Keller-Sutter in den Bundesrat nun aber auch gleich ein historisches Ereignis stattgefunden hat, muss sich meiner Ansicht nach in den nächsten Jahren noch weisen. Es ist gut, dass wir mit diesen beiden neuen Vertreterinnen in der Landesregierung wieder ein annähernd ausgeglichenes Verhältnis der Geschlechter haben.

Die im Herbst 2018 lautstark geführten Diskussionen haben zu den deutlichen Wahlentscheidungen beigetragen. Sie waren aber beileibe nicht ausschlaggebend dafür. Denn die Bundesversammlung setzte auf bewährte Kräfte aus dem Nationalrat sowie aus dem Ständerat, die sich in den zurückliegenden Jahren als ausgewiesene Politikexpertinnen mit Fachkompetenz und hohen menschlichen Qualitäten ausgezeichnet haben.

### Persönliche Präferenzen vor Staatsinteresse?

Auf Experimente wollte man sich nicht einlassen. Damit widersetzte man sich ein wenig den von aussen ins Bundeshaus hineingetragenen Politspielen, die fast schon ein wenig mantramässig immer wieder Hochspannung in das Wahlgeschäft heraufbeschworen. Ich habe es als ärgerlich empfunden, wie man in jenen Wochen und Tagen vor der Stunde X die schon als traditionell einzustufende Regel missachtete: Bundesratswahlen sind mehr als ein reines öffentliches mediales Theater. In der Verantwortung der beiden politischen Kammern liegt es, die geeigneten Personen zu wählen. Eigentliche Wahlempfehlungen, von wem auch immer, bedarf es zu keinem Zeitpunkt, definitiv nicht. Allen Spekulationen zum Trotz lief die Sache dann aber geordnet und zügig ab.

Was hat nun der Gesamt-Bundesrat aus der neuen personellen Zusammensetzung gemacht? Die verbliebenen fünf Mitglieder haben sich bei der Departementsverteilung zu einer unschönen Machtprobe hinreissen lassen. Den beiden neuen Bundesrätinnen sind Aufgaben zugewiesen worden, die per se nicht ihren Wunschkandidaturen entsprechen. Als Aussenstehende, oder eben auch als Mitglied des Nationalrats, konnten wir dann nur staunen, wie sehr die persönlichen Präferenzen dem Staatsinteresse vorangestellt worden sind.

### Beide werden grosse Baustellen professionell angehen

Ich bin allerdings voll davon überzeugt, dass sowohl Viola Amherd als neue Verteidigungs- und Sportministerin wie auch Karin Keller-Sutter als Justizministerin einen sehr guten Job erledigen werden. Es sind beides Frauen, die mit ihrer eigenen Professionalität zielgerichtet gerade auch an die



«Ob mit dieser Wahl aber auch ein historisches Ereignis stattgefunden hat, muss sich in den nächsten Jahren noch weisen.»

Christian Lohr, Nationalrat CVP Thurgau, ist der einzige Rollstuhlfahrer im Bundesparlament.

«Von unseren beiden neuen Landesmüttern nun Wunder zu erwarten, wäre ungerecht.»

grossen Baustellen herangehen werden, die ihnen etwas unfein hinterlassen worden sind. In der Tat gibt es ja einige Felder, in denen es sogar sehr positiv sein kann, wenn unverbrauchte und unvoreingenommene Kräfte neu ans Werk gehen und mit ihren Denkweisen Lösungen ermöglichen.

Von unseren beiden neuen Landesmüttern nun eigentliche Wunder zu erwarten, wäre nun etwas ungerecht. Sie werden eine erfrischende Dynamik im Siebnergremium auslösen, das scheint mir sicher. Sie werden sich aber auch in das Team einzufinden und das Spiel der Kollegialität mitzugestalten haben. Punktuell erhoffe ich mir allerdings schon im einen oder anderen Bereich eine etwas andere, eine etwas offenere, eine in

weniger taktische Zwänge eingebundene Politik unserer Regierung. Wir haben gesellschaftspolitische Veränderungen zu bewältigen, die ein etwas visionäreres Handeln verlangt als bisher. Das Volk verlangt von seinem Rat der sieben Weisen klare Ideen und Konzepte für die Zukunft.

### Unterstützung nötig bei Geschäften wie der Altersvorsorge

Ach ja, da gibt es ja auch noch das Parlament mit seinen beiden Kammern, das durchaus mitentscheidend sein wird, wie gut der neu zusammengesetzte Bundesrat seine Aufgaben wahrnehmen können. Eine etwas konstruktivere Unterstützung bei Geschäften wie der Altersvorsorge, der Diskussion um die Fliegerbeschaffung, den dringend gesuchten Antworten auf die Europafragen, dem gebührenden Umgang mit dem UN-Migrationspakt und vielen mehr ist dringend vonnöten.

Natürlich braucht es dennoch die kritische politische Auseinandersetzung mit dem Bundesrat. Gespräche würde ich mir aber mehr auf partnerschaftlicher Augenhöhe wünschen. Die Rollen sind ja klar verteilt – das Ziel sollte aber unbestritten das gleiche sein. ●

Eine DVD zeigt zehn der besten Filme des Festivals «look & roll»

## Einladung zum Hinsehen

Am Schweizer Kurzfilmfestival «look & roll» sind Filme zum Thema Behinderung zu sehen. Eine neue, fünfte «Best of»-DVD zeigt eine Auswahl von Filmen, die am Festival vom vergangenen Herbst zu sehen waren, sowie drei ältere Beiträge.

Von Urs Tremp

Dilan ist eine junge Frau – und sie sieht nicht mehr so aus wie auf den Fotos, die noch wenige Monate zuvor von ihr aufgenommen wurden. Ein ausser Kontrolle geratenes Feuer auf einer Grillparty hat ganze Hautpartien ihres Körpers zerstört. Vor allem Hals, Kiefer, Lippen sind nur noch verschrumpelte Hautresten. Richtig lachen kann Dilan nicht mehr. Immerhin: Es gibt kleine Fortschritte. Die Ärzte tun ihr Möglichstes, damit die junge Frau annähernd wieder ein «richtiges» Gesicht bekommt.

Aber was ist ein richtiges Gesicht? Dilan weiss, dass Narben bleiben. Sie wird sich ein Leben lang sichtbar von den andern unterscheiden. Dilan ist die Protagonistin im Film «Als ik in de spiegel kijk» (Wenn ich in den Spiegel schaue) der niederländischen Regisseurin Saskia Gubbels. Der Film wiederum ist einer

von zehn Kurzfilmen (zwischen 7 und 32 Minuten lang), die als Auswahl des letztjährigen Filmfestivals «look & roll» nun auf einer DVD erschienen sind\*. Das internationale Festival «look & roll» findet seit 2006 regelmässig in Basel statt und will – wie Festivaldirektor Gerhard Protschka sagt – «eine Hommage ans Anderssein der Menschen» sein.

Protschka sagt auch: «Eigentlich haben fast alle Menschen mit Einschränkungen zu kämpfen. Aber viele können das verste-

cken. Man darf diese Menschen durchaus einmal darauf hinweisen: Kommt heraus mit Euren Mängeln und schaut Euch an, wie andere Menschen damit umgehen – Menschen, die ihre Mängel nicht verstecken können.» Menschen wie Dilan. Das Kino erlaube, hinzuschauen, sagt Protschka. «Das ist der grosse Unterschied zum Alltag, wo es unverschämt und peinlich ist, wenn man glotzt. Im Kino aber ist man eingeladen dazu.»

### Neugierig, aber nicht effekthascherisch

Tatsächlich sieht man von Dilan fast immer nur das Gesicht mit den Narben in Grossaufnahmen. Doch wie in allen Filmen der Kompilation «Best of look & roll 5» ist die Kamera zwar neugierig, aber nicht effekthascherisch. «Im Mittelpunkt steht die Frage: Wie lebe ich, wenn ich irgendwelche Einschränkungen habe? Weder beschönigen noch dramatisieren wir, sondern zeigen einfach, wie das Leben ist», sagt Protschka.

Zum Beispiel das Leben von Tim, einem jungen Mann, der stottert («L'amour bègue» von Jan Czarlewski aus Lausanne), oder das Leben von Dawid aus dem Norden Polens. «Ja I mój tata» (Ich und mein Vater) erzählt, wie dieser seinen Vater an eine Demenzkrankheit verliert.

Nicht immer sind es freilich Krankheiten oder herkömmlich so bezeichnete Behinderungen,

die thematisiert werden. In der Schweizer Produktion «Digital Immigrants» (Norbert Kottmann/Dennis Stauffer) werden alte Menschen gezeigt, die sich gegenseitig helfen, um in der Welt der Computer, Smartphones und Laptops Fuss zu fassen. Wie schnell die digitale Revolution über diese Menschen hereingebrochen ist, zeigen Ausschnitte aus Fernsehsendungen in den achtziger Jahren. Die Bilder aus der Zeit, als der Computer in den Privathaushalten Einzug hielten, zeigen ohne expliziten

«Schaut Euch an, wie Menschen damit umgehen, wenn sie ihre Mängel nicht verstecken können.»



Verbrennungsoffer Dilan im Film «Als ik in de spiegel kijk» (Wenn ich in den Spiegel schaue):  
Plötzlich anders als die andern.

Foto: Screenshot

Kommentar, wie die heute älteren und alten Menschen regelrecht überrollt wurden und nicht umhin kommen, sich nun mit über 80 noch darauf einzulassen.

Protschka sagt, dass es bei der Auswahl der Filme auch um den künstlerischen Gehalt gehe. «Es geht uns nicht darum, unbedingt alle Behinderungsarten zu zeigen, sondern die besten Filme.» Hauptsache sei «ein respektvoller Umgang mit den Protagonisten».

#### **Animationsfilme, Dokumentarfilme, Spielfilme**

Gut 2000 Filme aus aller Welt werden für «look & roll» jeweils geprüft. Für das Festival im vergangene September wählte eine Jury 30 Filme aus – 20 zum Thema Behinderung, 10 zum Thema Alter und den Einschränkungen, die diese Lebensphase mit sich bringt. Zugelassen sind alle Arten von Filmen: Animationsfilme, Dokumentarfilme, Spielfilme. Dabei darf durchaus

---

**Gut 2000 Filme  
aus aller Welt  
werden für das  
«look & roll»-Festival  
jeweils geprüft.**

---

experimentiert werden. In der Produktion «Isabella» etwa übertragen die Filmemacher Ross Hogg und Duncan Cowles aus Grossbritannien das Verschwinden des Gedächtnisses einer alten Frau in eine adäquate Filmsprache: undefinierbare Geräusche, unscharfe Bilder, ausgelöschte Bildteile.

Das Festival «look & roll» hat inzwischen einen festen Platz im Schweizer Filmfestivalkalender. Eine «Schnittstelle zwischen Behinderten und nicht Behinderten» wolle «look & roll» sein, sagt Protschka. Nach dem siebten Festival im vergangenen Jahr soll 2020 die achte Ausgabe stattfinden. ●

---

\*«Best of look & roll 5», 10 Kurzfilme (Gesamtlänge 176 Min.), erhältlich über [www.lookandroll.ch](http://www.lookandroll.ch), 29.– Fr. (Privatgebrauch) / 48.– Fr. (Unterricht)


---

Anzeige

## Nie vergessen: Alzheimer Forschung Schweiz AFS

Jetzt spenden! PC 85-678574-7

ALZHEIMER  
FORSCHUNG  
SCHWEIZ AFS

STIFTUNG SYNOPSIS   
[www.Alzheimer-Synopsis.ch](http://www.Alzheimer-Synopsis.ch)



## Grundsteine für das Kompetenzzentrum Leaving Care

Es wurde viel Vorarbeit geleistet, nun ist es so weit: Seit Jahresbeginn nimmt der Aufbau des neuen Dienstleistungsangebots konkrete Züge an.

Von Cornelia Rumo Wettstein

Junge Erwachsene, die nicht bei ihren Familien, sondern in staatlicher Verantwortung gross geworden sind, haben beim Selbstständigwerden grössere Hürden zu überwinden als ihre Peers. Gleichzeitig verfügen sie über weniger Ressourcen – und dies nicht nur im finanziellen Sinn.

Seit das erfolgreiche Nachbetreuungsprojekt der Zürcher Stiftung Kinder- und Jugendheime beendet ist, hat sich die Drosos Stiftung bereit gezeigt, den Aufbau einer solchen Stelle finanziell zu unterstützen. Das neue Kompetenzzentrum Leaving Care von Curaviva Schweiz, Integras und Pach (Pflege- und Adoptivkinder Schweiz) bringt dieses Ziel näher: eine niederschwellige Möglichkeit für alle Care Leaver in der Schweiz, damit diese zu bedürfnisgerechten und kostenlosen Begleitungs- oder Unterstützungsleistungen kommen. Mit einem breit angelegten Spektrum an Aufgaben soll dieses Ziel erreicht werden: Aufbau von Unterstützungsleistungen in allen Regionen, Beratung von Leistungserbringern im Bereich der Fremdplatzierung bis hin zu entsprechenden Angeboten, Wissensmanagement, Öffentlichkeitsarbeit und Interessensvertretung.

Besonders erfreulich ist der Zuspruch von vielen Seiten, diesem Thema auf unterschiedlichen Ebenen Gewicht zu geben. Seit wir davon sprechen, haben uns schon eine erfreulich hohe Zahl von interessierten Einrichtungen und

Organisationen kontaktiert. Aber nicht nur Fachpersonen leuchtet es ein, dass junge Menschen heute mit dem Erreichen der Volljährigkeit noch eine ganze Weile nicht wirklich selbstständig sind. Wenn bei Fragen und Unterstützungsbedarf allerdings keine Familien zur Verfügung stehen, kann die Suche danach hürdenvoll und langwierig sein.

Ob die Argumente den kantonalen Politikern, welche für die Finanzierung in diesem Bereich zuständig sind, ebenfalls einleuchten, wird sich zeigen. Erfreulicherweise hat der Vorstand der Konferenz der Sozialdirektoren und Sozialdirektorinnen in seinen Empfehlungen an die Kantone das Thema aufgenommen und ihnen empfohlen, entsprechende Unterstützungsangebote bereitzustellen.

Da kommt das Kompetenzzentrum mit seinen fachlichen Unterstützungsleistungen gerade zum richtigen Zeitpunkt!



**Cornelia Rumo Wettstein** ist Leiterin Fachbereich Kinder und Jugendliche von Curaviva Schweiz

## Alter

### Hitzesommer setzte Heimbewohnern zu

In den heissen Sommermonaten Juli und August 2018 starben bedeutend mehr alte Menschen in den Stadtzürcher Pflegezentren als in denselben Monaten der Vorjahre. Dies zeigt die neueste Statistik. Mit 120 Todesfällen im Juli und August 2018 lag sie Zahl signifikant höher als in den zwei Jahren zuvor (98 bzw. 88 Todesfälle). Eine Analyse der Todesfälle habe gezeigt, dass es bei Patienten in einer fortgeschrittenen palliativen Situation wegen der Hitze vereinzelt zu einem früheren Todeseintritt gekommen sei. In Hitzeperioden beschleunigen sich zudem die Verläufe bei einer Reihe von Krankheiten.

Tages-Anzeiger

### Schlechte Zahnpflege

Bei 95 Prozent der Bewohnerinnen und Bewohnern in Pflegeheimen mangelt es an der Mundhygiene. Zu diesem Schluss kommt eine Studie der Klinik für Präventivmedizin des Zentrums für Zahnmedizin der Universität Zürich. Giorgio Menghini und sein Team haben über 500 Senioren in verschiedenen Pflegezentren untersucht. «Die Mundgesundheit von Betagten ist schlecht bis sehr schlecht.» Nur 5 Prozent aller Bewohner haben saubere Zähne. Jeder zweite hat nicht behandelte Löcher, bei drei Vierteln lagert auf Prothesen Plaque und Zahnstein. Die Schweizerische Zahnärzte-Gesellschaft hat nun eine Anleitung zur zahnmedizinischen Betreuung im Pflegeheim erarbeitet. So sollen Pflegenden den Bewohnern mindestens einmal pro Tag die verbliebenen Zähne bürsten. Und wenn das nicht geht, dann zumindest einmal pro Woche mit einer hoch dosierten Fluorid-Zahnpasta. Zudem besuchen alle zwei, drei Monate

## Wie sich Menschen mit Down-Syndrom in ihrem Leben entwickeln

### Langsam, aber mit Erfolg

In den USA und in den Niederlanden haben Mediziner mehr als 2600 Familien befragt, wie sie die Entwicklung ihres Kindes mit Trisomie 21 erlebt haben, was anders und besonders war. Zwar berichten die Eltern von vielen individuellen Unterschieden, aber alle bestätigen, dass Kinder mit der Chromosomenstörung besonders viel Zeit für ihre Entwicklung brauchen. Ein Drittel der US-Familien gab an, dass ihr Kind auch im Alter von zwei bis drei Jahren noch nicht richtig laufen konnte. Manche der Kleinen lernten erst im Grundschulalter, mit der Gabel zu essen. Allerdings: Bei fast allen wuchsen sich diese Schwierigkeiten mit zunehmendem Alter komplett aus.

Bis zum Ende des 30. Lebensjahres, wenn die Entwicklung abgeschlossen ist, konnten fast 80 Prozent der jungen Menschen verständlich sprechen und sich selbstständig um ihre Körperhygiene kümmern. 70 Prozent waren in der Lage, einer Arbeit nachzugehen. Knapp



Junger Mann mit Down-Syndrom:  
Viele individuelle Unterschiede.

jeder Zweite konnte einigermaßen gut lesen, schreiben und Mahlzeiten zubereiten. Die grössten Schwierigkeiten hatten die jungen Menschen beim Benutzen von Verkehrsmitteln und bei der Partnersuche: Maximal 30 Prozent kamen in diesen Bereichen zurecht. Ein Drittel der amerikanischen Befragten schaffte es, mehr oder weniger unabhängig von den Eltern zu leben. Die niederländischen Familien beschrieben Ähnliches.

Prophylaxe-Assistentinnen die Institutionen. Sie entfernen bei den Heimbewohnern Plaque und Zahnstein, und sie kontrollieren und schulen die Pflegenden. «Damit wären 80 Prozent der Zahnkomplikationen zu verhindern», sagt Menghini.

SonntagsZeitung

### Behinderung

#### App hilft gehörlosen Kindern

Der Smartphone-Hersteller Huawei hat die StorySign App lanciert. Diese unterstützt Gehörlose beim Lesenlernen: Kinderbücher werden in Echtzeit in die Gebärdensprache übersetzt. StorySign wurde in Zusammenarbeit mit Fachleuten und gemeinnützigen Organisationen wie der Europäischen Union für Gehörlose entwickelt. Die App verwendet einen Avatar namens Star, der Kinder und Eltern durch ein ausgewähltes Kinderbuch führt. Die Geschichte wird nicht nur in Echtzeit in Gebärdensprache übersetzt, die entsprechenden Wörter werden im gedruckten Text farblich hervorgehoben. Die neue StorySign App

für Android-Geräte ist im Google Play Store kostenlos verfügbar. Sie liest ausgewählte Kinderbücher in zehn europäischen Sprachen vor – auch auf Schweizerdeutsch. Weltweit gibt es rund 32 Millionen gehörlose Kinder. Für sie ist es oft schwierig und komplex, lesen zu lernen. Denn die Gebärdensprache hat keine schriftliche Form und folgt einer eigenen Grammatik. Ausserdem haben 90 Prozent aller gehörlosen Kinder Eltern, die hören können und oft keine Gebärdensprache sprechen oder erst dabei sind, sie zu erlernen. So soll StorySign den Spracherwerb gehörloser Kinder positiv beeinflussen.

### Kinder & Jugendliche

#### Frühere Pubertät durch Kosmetika?

Warum beginnt die Pubertät heute im Durchschnitt sechs Jahre früher als vor 150 Jahren? Eine Langzeitstudie zeigt, dass die Nutzung von Pflegeprodukten durch die Mütter eine Erklärung sein könnte. Einige der zur Konservierung von Körperpflegeprodukten eingesetzten Substanzen wie Monoethylphthalat

oder Triclosan führen offenbar dazu, dass die Schambhaarung bei den Töchtern rund 1,3 Monate früher einsetzt. Mit jeder Verdoppelung der Triclosan-Konzentration in der Schwangerschaft begann bei den untersuchten Töchtern die erste Regel knapp einen Monat früher. Zu den Konservierungstoffen mit negativer Wirkung durch Verwendung der Töchter selbst zählten Methyl- und Propylparaben sowie 2,5-Dichlorphenol. Hatten Mädchen mit neun Jahren diese Konservierungstoffe im Urin, wurde der Beginn der Pubertät um rund einen Monat vorverlegt. Vor 150 Jahren lag das durchschnittliche Eintrittsalter bei 16 Jahren, 1994 bei 12 Jahren, heute nicht selten bei zehn Jahren.

Fachzeitschrift Human Reproduction

### Neuer Master in Sozialer Arbeit

Ab dem Herbstsemester 2019 bietet das Departement Soziale Arbeit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften einen eigenen Master in Sozialer Arbeit an. Mit der Vertiefung «Transitionen und Interventionen» hat sich die ZHAW für Themen entschieden, die die verschiedenen Handlungsfelder zeitgemässer Sozialer Arbeit in hohem Masse prägen. Die individuelle Profilbildung fusst auf den aktuellen Themen der vier Institute «Kindheit, Jugend und Familie», «Delinquenz und Kriminalprävention», «Vielfalt und gesellschaftliche Teilhabe» sowie «Sozialmanagement». Der Fokus auf die Institutsthemen des Departements sorgt für eine enge und vielfältige Verbindung von Forschung und Lehre. Der Einbezug der Berufspraxis erfolgt umfassend durch die Zusammenarbeit mit regionalen und lokalen Praxisorganisationen. Kooperationen mit Institutionen im Hochschulraum Zürich und mit internationalen Partnerhochschulen ermöglichen den Studierenden die regionale, nationale und internationale Vernetzung sowie den interdisziplinären Austausch.

ZHAW

### Zahlungen werden beschleunigt

Das Bundesamt für Justiz hat die Bearbeitung der Gesuche um einen Solidaritätsbeitrag für ehemalige Verdingkinder und andere Opfer fürsorglicher Zwangsmassnahmen beschleunigt. In-

>>

zwischen sind über 3400 prioritäre Gesuche bearbeitet worden. Bis spätestens Ende 2019 will das Bundesamt für Justiz (BJ) alle über 9000 Gesuche behandelt haben. Das wäre ein Jahr früher als geplant. Bei den bisher bearbeiteten Gesuchen handelt es sich grösstenteils um Gesuche von schwer erkrankten und betagten Opfern. Das BJ schreibt, es habe fast alle Gesuche gutgeheissen und den Solidaritätsbeitrag grösstenteils überwiesen. In weniger als einem Prozent der Fälle habe dem Gesuch nicht entsprochen werden können. Die Opfer fürsorglicher Zwangsmassnahmen erhalten 25 000 Franken. SDA

### Pflege

#### Ausbildungspflicht im Kanton Zürich

Um dem Fachkräftemangel in den Pflegeberufen entgegenzuwirken, verpflichtet der Kanton Zürich seit Anfang Jahr Heime und Institutionen, in der Langzeitpflege Ausbildungsplätze anzubieten. Die neue Regel trifft rund 530 Heime und Spitex-Institutionen. Der Kanton hat für jede Einrichtung ein individuelles Ausbildungssoll sowie einen Grenzwert berechnet. Erreicht eine Ins-

titution den Grenzwert nicht, muss sie eine Ersatzabgabe bezahlen, wer ihn übertrifft, erhält eine Gutschrift. Zudem können die Institutionen mit ihrem Soll handeln. Wer es nicht erfüllt, kann einen Teil von anderen Institutionen übernehmen lassen. «Betriebe haben damit einen Anreiz, sich über das erforderliche Mass hinaus in der Ausbildung zu engagieren», schreibt der Zürcher Regierungsrat.

### Psychologie

#### Gute Erinnerungen an die Kindheit

US-Psychologen haben herausgefunden, dass erwachsene Menschen, die sich an eine glückliche Kindheit erinnern, weniger zu Depressionen und chronischen Erkrankungen neigen als andere. Nach Ansicht der Forscher können die positiven Gedanken helfen, besser mit Stress umzugehen und gute Entscheidungen zu treffen. Dass junge Erwachsene mit einer glücklichen Kindheit zufriedener mit ihrer Arbeit und glücklicher in ihren Beziehungen sind und seltener zu Drogen greifen, hat man schon in früheren Untersuchungen herausgefunden. Nun zeigt eine weitere Studie, dass auch Menschen



Mädchen mit Trottinett: Glückliche Kindheit, zufriedenes Erwachsenenleben.

jenseits der 45 in körperlich und geistig besserer Verfassung sind, wenn sie sich an eine glückliche Kindheit erinnern. Insgesamt sind 22000 Männer und Frauen befragt worden. Dabei zeigte sich, dass vor allem die (gute) Beziehung zur Mutter, die Beziehung zum Vater aber weniger eine Rolle spielte. Das wird darauf zurückgeführt, dass in der Kindheit der Befragten überwiegend Mütter den Nachwuchs betreuten.

Süddeutsche Zeitung

Anzeige



«An manchen Tagen erscheint mir jede Treppe wie die Eiger-Nordwand»

Die Schweizerische Multiple Sklerose Gesellschaft unterstützt alle Menschen, die von MS betroffen sind. Helfen auch Sie: [www.multiplesklerose.ch](http://www.multiplesklerose.ch)

damit es besser wird

**MS**

Schweizerische  
Multiple Sklerose  
Gesellschaft



# INFORMATIONEN AUS DEM FACHBEREICH MENSCHEN IM ALTER

## BERN – BUNDESPLATZ, TEIL II

Sehr geehrte Damen und Herren  
Liebe Kolleginnen und liebe Kollegen

Ich wünsche Ihnen alles Gute im 2019  
und weiterhin viele wertvolle Begegnungen  
in Ihrem beruflichen und privaten  
Umfeld.

Wenn Träume wahr werden ... Darüber  
habe ich in meinem letzten Neujahrs-  
brief geschrieben und dabei die Idee  
einer «Enttabuisierungskaktion» auf dem  
Bundesplatz in Bern vorgestellt. Der  
Traum ist noch nicht realisiert worden,  
aber wir sind ein grosses Stück weiterge-  
kommen. Eine Gruppe von Fachpersonen  
aus dem Kreise unserer Mitglieder hat  
inzwischen vier Tabuzonen herausge-  
arbeitet, die unbedingt einer vertieften  
gesellschaftlichen und politischen  
Diskussion bedürfen.

### **Tabuzone 1: Das «wertlose» vierte Lebensalter**

Das vierte Lebensalter hat heute weder  
in der Politik, noch in der Gesellschaft  
einen hohen Stellenwert. Alter wird dann  
als wertvoll angesehen, wenn man damit  
Geld verdienen kann. Wird das Alter  
fragil und multimorbid, interessiert sich  
kaum mehr jemand für diese Gruppe. Für  
die Politik kostet sie nur. Mein Eindruck:  
je mehr über Kosten und Nutzen disku-  
tiert wird, desto «wertloser» wird eine  
Gruppe.

### **Tabuzone 2: Die Idealisierung des Wohnens zuhause**

Einer der vielen Zeitungsartikel zur  
Thematik beginnt mit folgendem Satz:  
«Unnötige Aufenthalte im Pflegeheim  
bedeuten hohe Kosten für die Allgemei-  
nheit und Leid für die Betroffenen». Die  
Wohnform zuhause wird idealisiert, die  
Wohnform «Heim» wird mit Angst und  
Unsicherheit belegt. Während viele

Medien vor allem die öffentlichen und  
stationären Leistungen kritisch unter die  
Lupe nehmen, schauen sie bei der famili-  
ären Pflege und Betreuung weg. Mit  
dieser «schwarz-weiss-Logik» ist keinem  
älteren Menschen gedient.

### **Tabuzone 3: Der Tod unser Erzfeind**

Wer stirbt verliert (das Leben) und verlie-  
ren kann weder die Medizin noch die  
Leistungsgesellschaft. Da niemand gerne  
über das Verlieren spricht, wird das  
gesamte Lebensende tabuisiert. Sterben  
ist nicht nur älteren Menschen vorbehalten.  
Der einzige Unterschied besteht  
darin, dass im hohen Alter etwas mehr  
gestorben wird als in jüngeren Jahren.  
Und: Alter ist keine Krankheit, es ist eine  
Lebensphase.

### **Tabuzone 4: Der Wahn der ewigen Tüchtigkeit**

Wer tüchtig ist, findet seinen Platz in der  
modernen Leistungsgesellschaft. Grup-  
pierungen, die nicht oder nicht mehr  
leisten, gehören nicht dazu. Eine Gesell-  
schaft des hohen Alters hat die Aufgabe  
ihre älteren Menschen auch zu «umsor-  
gen» und nicht nur zu «versorgen». Und  
sie sollte sich vor allem an den Schwäch-  
sten orientieren, so steht es u.a. auch in  
der Präambel der Schweizerischen Bun-  
desverfassung.

Als nächstes wird es darum gehen die  
Tabuzonen laut und deutlich zu kommu-  
nizieren. Und deshalb wollen wir auf den  
Bundesplatz. Wir werden das Jahr 2019  
nutzen, die Aktion seriös vorzubereiten.  
Wir wollen prüfen, welche nationalen  
Organisationen darin eingebunden wer-  
den können und wie wir möglichst viele  
Mitglieder mobilisieren können.

Die alltäglichen Kämpfe und Ausein-  
andersetzungen, die wir auch im vergange-



*Dr. Markus Leser  
Responsable DS personnes âgées  
CURAVIVA Suisse*

nen Jahr in der Langzeitpflege und im  
Gesundheitswesen hatten, sind Motiva-  
tion genug, die geplante Kampagne wei-  
ter voranzutreiben. Damit das gelingt,  
möchte ich mich persönlich dafür einset-  
zen. Es bleiben noch maximal fünf Jahre,  
dann gehöre ich auch zur Rentnergruppe.

Schliesslich geht es uns allen auch darum  
wieder ein Klima des gegenseitigen Ver-  
trauens im Gesundheitswesen zu schaf-  
fen und (wieder) eine Orientierung an  
den Bedürfnissen der Menschen zu errei-  
chen. Menschen wie Sie, die sich tag-  
täglich für pflege- und hilfebedürftige  
ältere Personen einsetzen und Men-  
schen, wie die Bewohnerinnen und Be-  
wohner einer Pflegeinstitution, die auf  
eine professionelle und würdevolle  
Unterstützung angewiesen sind.

Ganz herzlichen Dank für Ihren wertvol-  
len Einsatz zum Wohle älterer und hoch-  
betagter Menschen. Passen Sie auf sich  
auf und tragen Sie Sorge zu sich und den  
Ihnen anvertrauten Menschen. Ich wün-  
sche Ihnen für das neue Jahr alles Gute,  
viel Durchhaltevermögen und: träumen  
Sie weiterhin mit uns...

Ihr Markus Leser

# Bausteine für eine effiziente Verwaltung

# lobos 3.X



**LOBOS Informatik AG**

**Auenstrasse 4  
8600 Dübendorf**

**Airport-Business-Center 64  
3123 Belp**

**Tel. 044 825 77 77  
info@lobos.ch  
www.lobos.ch**

Unsere Software Lobos 3.X bietet die grösste Modulvielfalt, und unsere Mitarbeitenden verfügen über jahrelang gewachsenes Knowhow – beides für die effiziente Verwaltung Ihrer sozialen Institution. So gewinnen Sie immer: Zeit und Geld natürlich, aber auch Freude an der Arbeit.

Wenn Sie wissen möchten, was mit uns und unseren Bausteinen alles möglich ist, fragen Sie uns oder unsere Kunden. Eine umfangreiche Referenzliste für den Branchenprimus Lobos 3.X finden Sie unter lobos.ch im Internet.